

Freunde der Monacensia e.V.  
**Jahrbuch 2018**

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel  
und Kristina Kargl

**Allitera Verlag**

Weitere Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*  
unter [www.monacensia.net](http://www.monacensia.net)

BILDQUELLEN:

S. 41, S. 51f. Monacensia; S. 118f. Monacensia, Nachlass Max Halbe, L 119/16; S. 121 Monacensia Pa 888; S. 124 Ost- und Westpreußenstiftung in Bayern e. V., Nachlass Max Halbe, 3841; S. 128f. Monacensia, Nachlass Max Halbe, MH B 138; S. 136 Fuhrich/Prossnitz: *Max Reinhardt. Ein Theater, das den Menschen wieder Freude gibt*. München 1996; S. 141 Monacensia; S. 143 Münchner Stadtmuseum, Sammlung Graphik/Gemälde; S. 146f. Emil Orlik: Münchner Stadtmuseum, Sammlung Reklamekunst; S. 150 Deutsches Theatermuseum München; S. 206, S. 209, S. 210 aus Marie Haushofer, *Zwölf Kulturbilder im Leben der Frau* (1899) Foto: Sophia N. Goudstikker; S. 215, 216 aus: Cicely Hamilton, *A Pageant of Great Women* (1909); S. 238 Monacensia Nachlass Alfred Neumann, Sig. Pressestimmen; S. 241 Privatbesitz; S. 246f. Monacensia; S. 263, S. 290f., S. 292, Privatarchiv Johannes Michel, Mannheim; S. 294 Privatbesitz Helga Keiser-Hayne; S. 323 Monacensia, Nachlass Peter Horst Neumann; S. 327–S. 330 Monacensia, Nachlass Alfred Neumann. Sig. Biographische Dokumente II.

Dezember 2018

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2018 Freunde der Monacensia e. V., München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

ISSN 1868-4955

Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-085-9

Helga Keiser-Hayne

## »Seht, wie man mich zugrunde richtet.«

Karl Schloß – ein vergessener Dichter

**K**arl Schloß schrieb aus seinem holländischen Exil, aus Den Haag, am 8. Juni 1943 in einem seiner letzten Briefe: »Allzu oft werden wir geweckt von dem Dröhnen der englischen Bomber, die hoch über die Stadt wegfliegen, und denken mit Grauen an die Verheerungen, die sie wieder anrichten werden. Dass der Mainzer Dom nicht mehr ist, das Nymphenburger Schloss, um nur Gebäude zu erwähnen, mit denen man durch stärkste persönliche Erinnerungen verbunden ist, man kann es kaum fassen. Wann wird diese furchtbare Zeit zu Ende sein und was werden wir bis dahin noch alles erleben?«<sup>1</sup>



Karl Schloß, 1910

Diese »furchtbare Zeit« endete für ihn sieben Monate später: Am 3. Januar 1944 wurde er in Auschwitz ermordet, drei Tage vor seinem 68. Geburtstag. Der Mainzer Dom, das Nymphenburger Schloss in München, mit beiden fühlte er sich wahrhaftig »durch stärkste persönliche Erinnerungen« verbunden. In Mainz hatte der Sohn eines jüdischen Zigarrenfabrikanten 1894 sein Abitur gemacht. In München begann er noch im selben Jahr zu studieren.

Karl Schloß stammte aus Rheinhessen, aus dem Dorf Framersheim bei Alzey, unweit von Worms. Dort wurde er am 6. Januar 1876 ge-

<sup>1</sup> Zit. nach: Karl Schloß: *Die Blumen werden in Rauch aufgeh'n. Ausgewählte Gedichte und Briefe. Ein Gedenkbuch.* Hg. von Wulf Kirsten, Annelore Schlösser, Frankfurt a.M. 2003, S. 193f. Alle zitierten Texte von Karl Schloß stammen aus dieser Publikation: Gedichte, Schilderung und die kritische Bewertung seiner Lyrik, Zitate aus seinen Briefen und denen seiner Frau Rosel an die Töchter Sybille und Anny, erwähnte Dokumente. Zudem wird zitiert aus bisher unveröffentlichten Briefen und Gedichten, die sich im Besitz des Enkels von Anny Michel, dem Kirchenmusiker Johannes Michel in Mannheim, befinden.

boren. 1830 hatte sich sein Großvater, ein gewisser Seligman Schloß, dort niedergelassen. Er konnte, einem Dekret Napoleons von 1808 folgend, seinen typisch jüdischen Namen ablegen und nannte sich Simon. Nachdem er das Bürgerrecht erworben hatte, meldete er ein Handwerk an und begann Regenschirme herzustellen. Damit ging er als Händler von Haus zu Haus. Er hatte offenbar eine Marktlücke entdeckt: fünfzehn Jahre später war die inzwischen kinderreiche Familie Schloß vermögend und besaß zwei ansehnliche Häuser in Framersheim. Adolf, der jüngste Sohn des Simon, war der Vater von Karl Schloß. Er hatte 1873 Regina Scheuer geheiratet, die einer seit mehreren Generationen in Framersheim ansässigen jüdischen Familie angehörte.

Adolf Schloß, auch er ein begabter Kaufmann, hatte zunächst als Kurzwarenhändler begonnen, um dann in Framersheim einen renommierten Zigarrenhandel aufzubauen. Die Familie zog in die nahe gelegene Stadt Alzey. Der Zigarrenhandel florierte, es kam eine Zigarrenfabrik hinzu, man hatte Grund und Boden. Karl wuchs mit seiner jüngeren Schwester Paula wohlbehütet und sorgenfrei auf.

Der Vater starb früh. Die Mutter, zeitlebens gläubige Jüdin, wurde 1943 mit allen Bewohnern des Altenheims in Den Haag, in dem ihr Sohn sie hatte unterbringen können, nach Auschwitz deportiert und ermordet. Sie war 91 Jahre alt. Sechs weitere Mitglieder der Familie Scheuer aus Framersheim sowie drei Angehörige der Familie Schloß wurden ebenfalls nach Polen deportiert und kamen in den Konzentrationslagern ums Leben.

In den Gedichten beschäftigt sich Karl Schloß immer wieder mit den Erinnerungen an seine Kindheit. In zwei Gedichten von 1905 heißt es:

### *Meiner Mutter*

Gedenkst du, Mutter, noch der ersten Zeiten  
von grüner Bäume Dämmerung umspielt,  
da unsre Wege sich noch nicht entzweiten,  
da einzig dich mein Wunsch umklammert hielt?

Im stillen Zimmer war zum Zeitvertreibe  
kein Spiel zu nichtig und kein Ding zu klein,  
und durch das Viereck jeder Fensterscheibe  
sah Nachbarhaus und -hof vertraut herein.

Als ich zu deinen Füßen sinnend saß,  
als mich der Ahnung Lust zuerst beseelte,  
wie lange, dass ich alles dies vergaß,  
und was der alte Ofen mir erzählte.<sup>2</sup>  
[...]

*Wir haben viel im Garten gelacht*

Wir haben viel im Garten gelacht  
Und Kinderspiele –  
Oh viele, viele –  
Um einen kleinen Rasen gemacht  
Wir waren glücklich, uns zu verstecken,  
Wir waren glücklich, uns zu entdecken,  
Die Luft ist süß,  
Die Luft ist süß  
Von unseren Stimmen, die sich necken.  
Die Amsel singt auf dem Birnbaum:  
Junge Zeiten! Junge Zeiten!  
Es klingt wie aus Weiten [...]<sup>3</sup>

Karl Schloß war ein verträumter Junge, liebte Märchen –, einen »armen Träumer« wird sich der Dichter später einmal in einem Gedicht nennen, und Märchen wird er auch einige schreiben.<sup>4</sup> Er wollte auf keinen Fall Kaufmann werden, der Vater zwang ihn – immerhin den einzigen Sohn – auch nicht dazu, in der Firma mitzuarbeiten. Karl durfte das Gymnasium in Mainz besuchen, und gleich nach dem Abitur verließ er das Elternhaus. Im Sommersemester 1894 immatrikulierte er sich an der Universität München, begann mit dem Studium der Geisteswissenschaften, ging für einige Semester nach Heidelberg an die »Großherzoglich Badische Universität«. Hier traf der »studiosus philosophiae« auf einen der damals berühmtesten Dozenten: den Philosophiehistoriker und Kantspezialisten Kuno Fischer. In den Vorlesungen des Historikers und Geschichtsforschers Bernhard Erdmannsdörffer,

<sup>2</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 47.

<sup>3</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 34.

<sup>4</sup> Vgl. Annelore Schlösser: *Die Biographie des Dichters Karl Schloß*. In: Karl Schloß: *Die Blumen werden in Rauch aufgeh'n. Ausgewählte Gedichte und Briefe. Ein Gedenkbuch*. Hg. von Wulf Kirsten, Annelore Schlösser. Frankfurt a.M. 2003, S. 201–224, hier S. 201.

dem daran lag, aus Geschichte nachhaltige Lehren zu ziehen, spannte der wissenshungrige junge Mann einen weiten Bogen von der Kulturgeschichte der italienischen Renaissance über die Geschichte des Reformationszeitalters bis hin zur Geschichte des 19. Jahrhunderts und des preußischen Staates. Ein Examen legte er nicht ab.

1899 kehrt Karl Schloß nach München zurück, in die Stadt mit ihren kulturellen Gegensätzen: auf der einen Seite die spürbare Tradition des »alten München«, auf der anderen das »kreative Milieu« dieser »ländlichen Großstadt« mit ihrem Künstlerviertel Schwabing. Zwei Drittel der fast 500 000 Einwohner Münchens waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts so genannte »Zuag'roaste«. Diese Stadt sei zwar »geistig so tot und verbiert«, schrieb Theodor Fontane an Detlev von Liliencron, den es um 1885 aus Norddeutschland auch nach München zog, aber der »Kunstzuzug aus aller Herren Länder« sei so groß, dass es sich dort leben ließe.<sup>5</sup>

Zu dieser »Nebenbevölkerung« gehörte beispielsweise der aus Koblenz stammende Otto Falckenberg. Er hatte sich von Berlin abgewandt und für München entschieden.

»Es war ein ungeheurer Reichtum der Gestalten, der Richtungen, der Ideen in diesem München um die Jahrhundertwende [...] ein Kontrast ohnegleichen zu Berlin, das mir nur noch nüchtern, berechnend, betriebsam erschien [...] lemuerehaft erstorben [...]. Es war im Mai 1896, der Himmel war weiß und blau wie die bayerischen Landesfarben [...] ich ging durch die Straßen, ganz benommen, wie durch die Stadt meiner Träume. Da war mir klar, dass dies in Wahrheit die Stadt sei, in der ich mein Leben verbringen würde.«<sup>6</sup>

Thomas Mann sah das noch 1910 ganz anders – er schrieb den Deutschen eine »Litteraturfeindschaft« zu. Trotz seines rauschenden Erfolgs mit den *Buddenbrooks*, und obwohl er in München bereits seit Jahren immer wieder glänzend verlaufende Lesungen auf Einladung der verschiedensten akademischen Vereine feierlich genossen hatte, meinte er in München, dessen »geistige Kultur die eines Bräuknechtes« sei, gehe es dem Schriftsteller schlecht. Berlin, die Stadt mit »Helligkeit, Witz und jederlei Kulturstreben« komme dem Literaten entgegen.<sup>7</sup>

---

<sup>5</sup> Zit. nach Peter de Mendelsohn: *Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann*. Frankfurt a.M., 1975, S. 158.

<sup>6</sup> Wolfgang Petzet: *Otto Falckenberg. Mein Leben – Mein Theater*. München 1944, S. 62f.

<sup>7</sup> de Mendelsohn, *Der Zauberer*, S. 835.

Aber vielen jungen, noch weitgehend unbekanntem Literaten und Lyrikern schien eben doch München die einzige Stadt in Deutschland zu sein, in der man als Dichter leben könne. So empfand es auch Karl Schloß.

»Ehrenvoll debütieren«

Der Koblenzer Kaufmannssohn Otto Falckenberg hatte Glück: vielseitig begabt – Kabarettist, Schriftsteller, Dichter, Dramatiker –, wurde er zum bis heute unvergessenen »Regiepoeten« der Münchner Kammerspiele.<sup>8</sup> An den Alzeier Kaufmannssohn – begabter Publizist und Kunstkritiker, sensibler, einfühlsamer Dichter – erinnert sich heute niemand mehr.

Er warf in seinen spöttischen Betrachtungen der Münchner Kunstszene einen entlarvenden Blick auf die eingeschworene »Klientelwirtschaft«, die hier zu Beginn des 20. Jahrhunderts herrschte, er zeigte ein sicheres Gespür für die beginnende Moderne. Als Dichter bekam er überraschend schnell eine verheißungsvolle erste Chance und machte sich durchaus einen Namen. Und seine auf tiefer Sympathie basierende Schilderung einer der »wunderlichsten, drolligsten und rührendsten Gestalten der deutschen Dichtung«, in die er sich wahrlich »verliebt« hatte – den bis heute im Münchner Marionettentheater munter an seinen Fäden zappelnden Kasperl Larifari –, und der scharfsinnige, beinahe tiefenpsychologische Blick auf den Charakter seines Schöpfers, des Grafen Franz von Poggi – »seltsam heiter und voll unheimlicher Hintergründe« – hätten es wahrhaftig verdient, zu jedem runden Geburtstag des »Kasperl-Grafen« zitiert zu werden. Und durchaus auch zu Ehren des vergessenen Dichters.

Das Literaturarchiv der Münchner Stadtbibliothek, die Monacensia, hütet einen handschriftlichen Brief von Karl Schloß:

»Alzey (Rheinhessen), 24. April 1900

Sehr geehrter Herr – Herzlichen Dank für Ihr freundliches Entgegenkommen. Ich bin gern bereit mit der INSEL in dauernde Verbindung zu treten und will, soviel ich vermag, an ihrer Entwicklung mitarbeiten. –

<sup>8</sup> Birgit Pargner: *Otto Falckenberg. Regiepoet der Münchner Kammerspiele*. Berlin 2005.

Heß (Rheinstraße)  
24. IV. 1900

Sehr geehrter Herr

Herlichen Dank für Ihre  
freundliches Entgegenkommen. Ich  
bin Ihnen bereit mit der Insel in  
dauernde Verbindung zu treten, und  
will, soweit ich vermag, an ihrer Ent-  
wicklung mitarbeiten —

Es wäre mir angenehm,  
wenn Sie Ihre Vorschläge in Ihrem  
nächsten Brief etwas genauer  
bestimmen wollten, namentlich

Brief von Karl Schloß an Otto Julius Bierbaum vom 24. April 1900

Es wäre mir angenehm, wenn Sie Ihre Vorschläge im nächsten Brief etwas genauer bestimmen wollten, namentlich, wie Sie sich gegebenen Falls die Auswahl meiner Gedichte denken. Es liegt mir natürlich

wie Sie mir gegeben. Falls die  
Annahme meines Gedichts deutet.  
Es liegt uns natürlich auch daran,  
möglichst ehrenvoll zu debütieren.  
Bis Oktober ist allerdings noch  
sehr lang. Ließe sich denn nicht  
vielleicht ein näherer Termin  
ermöglichen? —

In meinen neueren Arbeiten,  
von denen ich diesmal mehrere beige-  
geben habe, möge Sie die Sym-  
ptome eines echten Künstlerischen  
Strebens erkennen.

In vorzüglicher Hochachtung  
Karl Schlotz

daran, möglichst ehrenvoll zu debütieren; bis Oktober ist allerdings  
noch sehr lang. Ließe sich denn nicht vielleicht ein näherer Termin  
ermöglichen?

In meinen neueren Arbeiten, von denen ich diesmal mehrere beige-

geben habe, mögen Sie die Symptome eines ernsten künstlerischen Strebens erkennen.

In vorzüglicher Hochachtung – Karl Schloß«

Der hier angesprochene »sehr geehrte Herr« war Otto Julius Bierbaum. Er gehörte als einer der skurrilsten und vielseitigsten Schriftsteller und Dichter zur Münchner literarischen Moderne. Er hatte sich, wie er in seiner »Vita autoris« gesteht, »von Jugend auf dem Laster des Versemachens und Fabulierens« hingegeben. Er wusste aus eigener Erfahrung, dass man nichts weiter davon habe, als »ein immer zweifelhaftes Budget«.

Wie so viele, die München als Kulturstadt entscheidend mitprägten, stammte auch er nicht aus München. »Dieser deutsche Dichter ist ein Kloß: zugleich derb und quatschig, aber immer unverdaulich. Indessen: ein Kloß mit Seele [...] Die größte Merkwürdigkeit an B. ist, dass er der einzige Kloß ist, der lebendige Junge zur Welt bringt: sie nennen sich Zeitschriften.«<sup>9</sup> So hob er unternehmungslustig eine nach der anderen aus der Taufe. Ein langes Leben war indes keiner seiner Schöpfungen beschieden. Dem *Modernen Musenalmanach* nicht, und auch nicht der exklusiven Kunst- und Literaturzeitschrift *Pan*. Von g'standenen bayerischen Grantelhubern, wie Josef Ruederer, wurden Bierbaums »lebendige Junge« ohnehin als »der echt moderne Saudreck« grimmig verspottet, als Brut eines der vielen »Zuag'reisten«, der »in Mode stehenden Literaturgigerln«:

[ANONYM]

*Der ›Reklametrompeter‹ – Otto Julius Bierbaum*

Lobedanz und Hoppedanz,  
Tandaradadei  
Musenalmanach verkracht  
Tandaradadei  
Pan gegründet jetzt mit Glanz,  
Tandaradadei  
Bald ist der auch hingemacht,  
Tandaradadei.<sup>10</sup>

<sup>9</sup> Martin Möbius (= Otto Julius Bierbaum): *Steckbriefe erlassen hinter dreißig literarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur von Martin Möbius (U.d.U.) mit den getreuen Bildnissen der Dreißig versehen von Bruno Paul*. Berlin, Leipzig 1900.

<sup>10</sup> *Die Münchner Moderne. Die literarische Szene in der Kunststadt um die Jahrhundertwende*. Hg. von Walter Schmitz. Stuttgart 1990, S. 578 und S. 205.

Nun also 1899 *Die Insel*. Diese bedeutende Literatur- und Kunstzeitschrift der beginnenden literarischen Moderne – Keimzelle des heute im Hause Suhrkamp gepflegten Insel-Verlags – wurde von Otto Julius Bierbaum herausgegeben, gemeinsam mit Rudolf Alexander Schröder und Alfred Walter Heymel, dem generösen Millionenerben eines Bremer Großkaufmanns. Alles was Rang und Namen hatte war vertreten in dieser anspruchsvoll und luxuriös gestalteten Zeitschrift.

Bierbaum galt als hellstichtiger Förderer junger, begabter Künstler, die nach neuen Ausdrucksformen suchten. So hatte er sich wohl im Herbst 1899 mit der Bitte um Mitarbeit an Karl Schloß gewandt. Der war 24 Jahre alt, wollte ja »ehrentvoll debütieren« und hatte es eilig damit. Er hatte Glück: Schon im vierten Quartalsheft des ersten Jahrgangs, Juli bis September 1900, erschienen drei Gedichte von Karl Schloß: *An einem Grabe*, *O wie schwer*, *Klagelied*. Und das Heft Nummer 9 vom Juni 1901 enthielt weitere neun Gedichte und zwei Prosastücke des jungen Dichters.

Als bildreich und melancholisch wird seine liedhafte Lyrik empfunden, »voll von Melodie und harmonischem Frieden«, eine gewisse Eigenwilligkeit in der Form wird ihr zugeschrieben, »ihr Schöpfer, der sich ganz unpathetisch und phrasenlos gibt, hat Musik im Leibe«. <sup>11</sup> Doch besonders treten dunkle Töne hervor, tiefe Einsamkeitsgefühle, Trauer, das Todesmotiv.

### *O wie schwer ...*

O wie schwer  
Liegt das Gestern auf dem Heute,  
Jede Nacht auf jedem Tag,  
Unser Wachen wird zur Beute  
Unserer Träume, ach wer mag  
Noch in solchem Schicksal leben,  
So umklammert sich erheben,  
Jede Träne, jedes Beben  
Zittert ewig in uns nach.  
Jede Stunde will sich rächen,  
Ewig, ewig muss zerbrechen,  
Wer einmal zerbrach. <sup>12</sup>

<sup>11</sup> Wulf Kirsten: *Gedenkblatt für den unbekanntten Dichter*. In: Schloß: *Die Blumen*, S. 9–13, hier S. 11.

<sup>12</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 21. Vgl. *Die Insel*. Hg. von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walther Heymel, Rudolf Alexander Schröder. Berlin 1900, 1. Jg, Bd. 3/4, S. 75.

## *Klagelied*

Mein Gott, wie wandeln die Tage über den See –  
Bald wie ein Sturm  
Der den See zerreißt,  
Bald wie eine Wolke,  
Die auf den Wassern lastet,  
Bald wie ein Schiff,  
Das geruhigen Kiels fährt  
Und jeden an sein Ziel bringt.

[...]

Mein Gott, wie wandeln die Tage vorüber –  
Sieh! über die Brücke,  
Gespannt von Ewigkeit zu Ewigkeit,  
Über die endlose Brücke  
Weiter als der Himmelsbogen,  
Wie sie ziehen  
Über die Brücke des Lebens –  
Denn das Leben ist eine Brücke:  
Endlos ist sie,  
Gespannt zwischen Ewigkeit und Ewigkeit.  
Sieh, wie sie schlafend gehen,  
Sie drängen nicht,  
Sie stehen nicht stille;  
Mit stillen blinden Augen  
Ziehen ihre Reihen  
Über die Brücke des Lebens,  
Gespannt von Aufgang zu Niedergang.  
[...]

Mein Gott, wie wandeln die Tage vorüber –  
Wie ein dunkles Wetter.  
Was ist des Menschen,  
Denn ins Dunkel zu lauschen,  
Ins Dunkel zu schreiten,  
Ins Dunkel zu singen?  
Er weiß nicht, wer neben ihm geht,  
Er kennt nicht, die ihn hören,

---

Er fühlt nicht, wen er am Herzen hält,  
Er fasst eine Hand,  
Die seinen Vater erschlagen,  
Und er küsst ein Haar,  
Ins Blut der Mutter getaucht  
[...]

Ein Volk von einsam wandernden Blinden  
Wohnt auf der Erde,  
Und die Erde ist Nacht:  
Gott ist das Gestirn der Nacht,  
Ist wie der Mond,  
Der in den Bergen dämmt. –  
Sieh: in wunderbarem Reigen  
Wandert das Volk der einsamen Blinden  
Unter dem dämmernden Mond,  
Durch die Nacht [...] <sup>13</sup>

Ein ehrenvoller Anfang scheint also gemacht mit dem Debut in der *Insel*. Doch bereits Ende des Jahres 1901 gibt es sie schon nicht mehr. Nicht nur in München hatte Karl Schloß eine vielversprechende Chance bekommen: Auch die in Heidelberg publizierte *Südwestdeutsche Rundschau*, die Halbmonatsschrift für deutsche Art und Kunst, veröffentlichte in den Jahrgängen 1901 und 1902 einige seiner Gedichte; auch hier wieder – durchaus »eigenwillig in der Form« – der finstere Blick auf ein Ende im Inferno.

### *Vision*

Auf roten Sammetpolstern liegen  
Sah ich mich manche Nacht,  
Und Tische voller Menschen schwiegen  
Rings um mich her.

Rings war ein Schauen von Gesichtern  
Mir zugewandt  
In einem Glanz von Totenlichtern  
Herangehellt.

---

<sup>13</sup> *Die Insel*, S. 76.

Es war mir, als erschien ein Zeichen  
Über mir,  
Es war, als schlugen in diesem Schweigen  
Alle Uhren an.

Durch eine dunkle Säulenreihe  
Horcht ich hinaus,  
Ich hörte meine letzten Schreie  
Weit, weit von mir [...] <sup>14</sup>

Auch diese Zeitschrift stellte im Laufe des Jahres 1902 ihr Erscheinen ein.

Die Chance, sein erträumtes Dichterleben in München weiter zu führen, bekommt Karl Schloß erst einige Jahre später durch Reinhard Piper. Mit außergewöhnlichem Gespür für die Zeichen der Zeit gründete er 1904, gemeinsam mit Georg Müller, einen Verlag: R. Piper & Co., in Wahrheit *seinen* Verlag, den er fast 50 Jahre selbst leiten wird. Das Jahr 1904 ist ein gutes Jahr für so manchen noch unbekanntem Dichter und Künstler. Piper bereitet vielen von ihnen durch mutige Erstveröffentlichungen den Weg zu späterem Ruhm. »Ich war einfach ein junger Mann mit geistigen Interessen, etwas Erfindungsgabe und wenig Geld.« So wirft er 1947 einen Blick zurück in seinem Erinnerungsband *Vormittag*. »Doch ich hatte den unabweisbaren Drang, das, woran ich glaubte, anderen mitzuteilen. [...] In mein Verlegerzimmer kamen viele Dichter. [...] Den Anfang machte der Dramatiker Franz Dülberg, der mir seinen *König Schrei* brachte. Als zweiter folgte Karl Schloß aus Alzey in Hessen mit einem Band *Gedichte*. Dieser organisierte ein *Sammelbuch neuer deutscher Dichtung*, das als voluminöser *Münchener Almanach* im Jahre 1906 erschien.« <sup>15</sup>

Der *Almanach* erschien bereits im November 1905: Leo Greiner war darin vertreten, der mit Schloß befreundete Dichter Wilhelm Michel, Wilhelm Worringer mit seiner bemerkenswerten Studie über Frank Wedekind als Bänkelsänger, Wilhelm von Scholz, Otto Falckenberg und viele andere. Karl Schloß hatte für den *Almanach* die Texte seiner Dichterfreunde und Kollegen ausgewählt, um ihnen ein wenig Mut zu machen. Sie sollten ihn begleiten auf dem Weg zum Ende des Na-

---

<sup>14</sup> Schloß: *Die Blumen*, S.24f.

<sup>15</sup> Reinhard Piper: *Vormittag. Erinnerungen eines Verlegers*. München 1947, S. 396.

turalismus. Er startete damit den Versuch, »ein Gesamtbild von dem Schaffen des jüngeren Geschlechtes zu geben, soweit es von München ausgegangen ist«. Er wollte nicht den Anspruch erheben, »eine neue Kunstrichtung zu begründen. Die Zeit der ›Richtungen‹ ist glücklicherweise vorbei«. Doch: »Nur soviel sei kurz gesagt: Unter der Herrschaft des Naturalismus galt es fast für unanständig, einen Vers zu dichten oder einen ordentlichen wohlgebauten Satz, ein reines, von Dialekt und Schnoddrigkeiten freies Deutsch zu schreiben...«. Nun gehe es darum, »aus dem eigensten Leben unserer Zeit, aus ihrem Ringen und ihrem Geiste« die »neuen eigenartigen künstlerischen Ausdrucksformen« zu schaffen, »die sich vielleicht einmal neben jene ewig verehrungswürdigen Muster stellen dürfen«. <sup>16</sup>

Und er wünscht sich ernsthaft, »den *Almanach* von Jahr zu Jahr immer reicher« ausgestalten zu können. Sein engagiertes Vorwort erschien überraschenderweise 1990 in der Publikation des Reclam Verlages *Die Münchner Moderne*, herausgegeben von Walter Schmitz. Im »Verzeichnis der Autoren, Texte und Quellen« heißt es: »KARL SCHLOSS (nicht ermittelt)«. <sup>17</sup>

Und so präsentiert sich der Herausgeber des *Almanach* selbst seinen Lesern:

»Der Tod geht deinen Weg – und deine Freuden fliehen [...]«. <sup>18</sup>

»Es war, was goldne Frucht erschien, nur Staub, geballt von Gauklerhand, es kam das Licht, das dir verliehn, von deines eigenen Hauses Brand [...]«. <sup>19</sup>

»Weltuntergang – ein Traum« – wiederum einer dieser frühen Texte voller Schwermut, und – von heute aus gesehen – prophetischer Vorahnung seines eigenen tragischen Schicksals. Wieder geht es um Tod und Trauer, als wolle er das Bewusstsein der Leser für ein Jenseits sensibilisieren, in dem es uns einst besser gehen wird, als hier und heute: In einem großen Saal – »es schien der Betsaal irgendeiner heimlichen Sekte« – treffen sich »viele schwarzgekleidete Männer«. Ein großes, mit Wasser gefülltes Glas steht auf einem Pult. »Ein Mann mit langem schwarzem Bart trat ein, der ein nacktes Kind auf dem Arm trug ...

---

<sup>16</sup> *Münchner Almanach. Ein Sammelbuch neuer deutscher Dichtung*. Hg. von Karl Schloß. München 1905, S. VI.

<sup>17</sup> *Die Münchner Moderne*. Hg. von Walter Schmitz. Stuttgart 1990, S. 219 und S. 708.

<sup>18</sup> Schloß: *Münchner Almanach*, S. 272.

<sup>19</sup> Schloß: *Münchner Almanach*, S. 270.

Der Schwarzbärtige bestieg das Pult, nahm das Kind von seinem Arm und setzte es in das Glas. [...] Etwas Grässliches geschah: das Wasser färbte sich wie Blut. Bei diesem Anblick schrien die Betenden qualvoll auf: Christus! Christus!«<sup>20</sup>

Alles geht auf einen scheinbar ersehnten Tod zu in diesem Traum: »Eine junge Frau kam singend, ein Kind auf dem Arm, den Berg herunter. Auf ihrem Antlitz lag ein Ausdruck von Glück, dass ich schauderte. [...] Die junge Frau sagte: ›Ich bin einen weiten Weg zu dir gegangen, und an meinen Schuhen ist der Staub fast aller Länder. Aber ich fühle keine Müdigkeit, denn jetzt dürfen wir zusammen sterben, weil wir uns lieben. Alle, die sich lieben, dürfen zusammen sterben.« [...]«<sup>21</sup>

«So hatte sich hier viel in die Zukunft weisendes Dichterleben zusammengefunden, und der *Münchener Almanach* hätte ein jährliches Erscheinen verdient«, so Reinhard Piper in seinen Erinnerungen. »Aber außer den Dichtern selbst interessierten sich nur wenig Leute für ihn. Er musste sich mit diesem einen Mal begnügen.«<sup>22</sup>

Mit dem kleinen Band *Gedichte* hingegen, den Reinhard Piper 1905 in seinem jungen Verlag als zweites Buch herausgegeben hatte, fand Karl Schloß einhellig Lob und Anerkennung. Er besitze die Gabe, »Stimmungskraft, Wortgewalt, Phantasie Reichum« zu entfalten, ein »vielversprechendes Können«.

### *Die Blumen werden in Rauch aufgehen*

Die Blumen werden in Rauch aufgehen,  
Und der Wald wird voll Spinnweben stehn,  
Die Blätter werden von den Bäumen abfallen,  
Das kahle Gezweig wird sein wie Krallen. [...]

Wir werden an alle Türen klopfen,  
Und das Blut wird von unseren Fingern tropfen,  
Sie werden mit ihren Fingern auf uns zeigen,  
Und wir werden gehn und – schweigen.<sup>23</sup>

<sup>20</sup> Schloß: *Münchener Almanach*, S. 278.

<sup>21</sup> Schloß: *Münchener Almanach*, S. 278–281.

<sup>22</sup> Piper: *Vormittag*, S. 396.

<sup>23</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 32.

»Es liegt eine eigene dichterische Kraft in den Versen [...] eine Kraft, die stellenweise weit über die Masse der Durchschnittstalente hinausreicht [...] Kein Zweifel, hier ringt eine ganz individuell geartete, eminent starke Persönlichkeit um Entwicklung. Ein Bildner, ein Schöpfer steht vor uns. Nicht einer, der sich an der Tradition, dem Zeitgeist, am Zeitgeschmack bereichert und so gestohlenen Gut ein wenig modifiziert, ein wenig aufgeputzt für eigenes ausgibt, nein, einer, dessen Wirken in sich selbst seinen Ursprung nimmt, der den Mut hat, sich aus dem Chaos, aus dem Nichts heraus seine Welt aufzubauen.«

So heißt es in einer Rezension des Lyrikbandes im *Hannoverschen Courier* vom 18. Juli 1905.

### *Der »alte Erbfeind«*

Das, wofür der Dichter hier gelobt wird – sich nicht »an der Tradition, dem Zeitgeist, am Zeitgeschmack« zu bereichern – fordert der Kunstkritiker Karl Schloß voller Skepsis und Ironie, ja gelegentlich auch voller Angriffslust und Polemik, in seinen Rezensionen großer, renommierter Kunstausstellungen, wie zum Beispiel der »Münchener Sezession«, von den sich dort präsentierenden Malern. Karl Schloß gehört von Anfang an zu den kritischen Mitarbeitern der linksliberalen kulturpolitischen Zeitschrift *März*, die seit Juni 1907 im Münchner Verlag von Albert Langen herausgegeben wird.

Tief erschreckt, ja angewidert, reagiert er im Frühjahr 1908 auf die Bühnendekoration einer *Faust*-Inszenierung, die sich der Maler Fritz Erler hatte einfallen lassen: im Prolog müssen die drei Erzengel in Goethes Himmel als »gepanzerte Monumentalgestalten mit Bronze-Flügeln und riesigen Schwertern« Gottvater lobpreisen – wobei Gott verschwunden ist, »weil er den großen Rhythmus stören würde«; Karl Schloß wehrt sich gegen Erlers »größenwahnsinniges Streben, die eigene Identität an die Stelle der Dichtung zu setzen«; und nicht ohne Spottlust sinniert er – mit Blick auf Goethes *Faust* – über die deutschen Kulturzustände: »Merk es Welt: [...] man wird demnächst einen Verein ins Leben rufen müssen zum Schutz einer Dichtung, die jedem Deutschen heilig sein sollte, wie dem Juden die Bibel«. <sup>24</sup>

Die Wiederbelebung eines monumentalen Malereistils, wie ihn Fritz

---

<sup>24</sup> *März*, April–Juni 1908, S. 422–425.

Erl er damals pflegte, galt sozusagen als »große nationale Aufgabe«; das war Karl Schloß schon 1908 nicht geheuer. Im Ersten Weltkrieg avancierte Erl er ja dann zum offiziellen Propagandamaler: sein Gemälde »Helft uns siegen!« – Portrait eines mit stahlblitzenden Augen in die Welt blickenden jungen Soldaten – zierte eine Großwerbung zur Kriegsanzleihe; und im Dritten Reich galt der 1940 bereits verstorbene Maler als geschätzter und erfolgreicher Porträtist Hitlers, von Epps, Thoraks, und vieler anderer. Sein Hitler-Konterfei schmückte 1941 den Katalog der »ersten Münchner Kunstausstellung in Danzig, die unter dem Donner unserer siegreichen Waffen zustande kam« – so der damalige Oberbürgermeister der »Hauptstadt der Bewegung«, Reichsleiter Karl Fiehler, im Vorwort des Katalogs.<sup>25</sup>

Anlässlich der Frühjahrsausstellung der »Münchner Sezession« 1909 im Glaspalast, die eigentlich »die Arena der jungen Mannschaft« sein sollte, wendet sich Karl Schloß vehement gegen »die alte Konvention«. Bei einem Gang durch die Säle, »an deren Wänden sich die Zukunft Münchens spiegelt«, macht er darauf aufmerksam, »dass die Aussichten nicht gerade sehr glänzend sind«. Und er begründet seine Kritik an den dort ausgestellten Werken und ihren Schöpfern mit starken Worten, entdeckt »einen oberflächlichen selbstgefälligen Kolorismus« bei Julius Heß, entlarvt »die süßliche Andalusierin« des Goyaimitators Willi Geiger als »völlig ernstlosen Bluff«.<sup>26</sup>

Zur selben Zeit stellten sich die traditionsverhafteten Münchner Kunstkritiker noch die Frage, »ob sich nicht jene, die sich der Malerei zuwenden wollten, vorher auf ihr normales Sehvermögen sollten untersuchen lassen. Die Anregung dieser Maßregel sollte aber auch noch auf jene ausgedehnt werden, die Velasquez für einen Sudler, Piloty für einen Theatermaler erklären, vor den dilettantenhaftesten Farbenklexereien jedoch einen Kotau machen.«<sup>27</sup>

Damit war durchaus auch der Kunstkritiker Karl Schloß gemeint. So empfand er etwa die Skizze eines lachenden jungen Mädchens des Münchner Malers Julius Seyler als »das liebenswürdigste und lebendigste Stück impressionistischer Malerei, das ich seit langem gesehen habe«. In der *Münchner Rundschau* war dagegen gerade dieses Bild als »ein richtiger Danebengriff« verdammt worden.

---

<sup>25</sup> *Münchner Kunstausstellung*. Danzig 1941, Katalog S. 5–7.

<sup>26</sup> März, April–Juni 1909, S. 397–400.

<sup>27</sup> *Münchner Rundschau*, September 1909.

Karl Schloß blickt in die Zukunft: »Die Zeit, da es genügte, wenn der Maler einen rohen zufälligen Naturausschnitt in sklavischer Nachahmung wiederzugeben verstand, ist endgültig vorbei. [...] Der Skylla des Naturalismus sind wir glücklich entronnen, dafür bedroht uns jetzt die nicht minder gefährliche Charybdis des Manierismus.« Und im gleichen Jahr setzt er sich nochmals entschieden für »Junge Münchner Maler« ein: »Die Form ist die Sehnsucht dieser neuen Generation, [...] eine neue, von innen heraus geborene, die luftig, großräumig und stark genug ist, alle Ideen und Erschütterungen des modernen Lebens aufzunehmen. [...] Diese neue Generation, könnte man sagen, [...] malt nicht nur, sondern sie denkt.«<sup>28</sup>

Auch wenn er noch keinen Blick für Maler wie Marc, Kandinsky, Klee hat, für die aktuellen Expressionisten, die als junge Maler in München leben und arbeiten, so sieht er doch in der »reinen, reifen Kunst« von Paul Cézanne, dem »Vater der Moderne« – und »Vater von uns allen«, wie Picasso es einmal formulierte – die »einfach in sich vollendete Malerei«.<sup>29</sup>

In der Frühjahrs-Sezession waren von Cézanne nur wenige Bilder zu sehen. Tief beeindruckt erhebt Karl Schloß den »alten Erbfeind« Frankreich zum großen Vorbild und schlägt den Münchner Malern vor, bei Cézanne zu lernen, »wie ein fertiges Bild aussieht. Aber sie werden es natürlich ebenso wenig von ihm lernen wie von den anderen großen Franzosen [...]. Ein bekannter hiesiger Kunstkritiker hat festgestellt, dass Cézanne wieder einmal so eine Modegröße ist und damit sicher die Meinung des überwiegenden Teils der münchener Kunstverständigen ausgesprochen. Überhaupt diese Franzosen! Es lebte sich angenehm als münchener Kunstkritiker, in der ganzen Welt gäbe es kein molligeres Plätzchen, kein Geschäft, bei dem man sein Bier in größerer Gemütsruhe trinken könnte, wenn nicht diese verflixten Franzosen wären. Der alte Erbfeind gibt und gibt halt keine Ruh; kann er politisch nichts ausrichten, so muß er – es ist ein Kreuz – uns wenigstens künstlerisch fortwährend beunruhigen. Alle Augenblicke taucht so eine Modegröße wie Manet, van Gogh, Pizarro [sic!] auf und stört uns im Schlaf. Aber Gott sein Dank! Ein paar kritische Schüsse (natürlich Platzpatronen) unserer lokalpatriotischen Kunstgrenzwächter, und der Schlaf, die Gemütlich-

---

<sup>28</sup> März, April–Juni 1909, München, S. 397–400.

<sup>29</sup> Ebd., S. 399.

keit, die Klickenwirtschaft, kurz, die Münchner Kunst ist gerettet.«<sup>30</sup> – So Karl Schloß in der Zeitschrift *März* im Juni 1909.

Einen Monat später, im Juli, wird Hugo von Tschudi zum Leiter der Staatlichen Gemäldegalerien in München ernannt, zudem verwaltet der neue Generaldirektor sämtliche Filialgalerien – von Augsburg über Nürnberg bis Würzburg. Ausgerechnet Tschudi! Seit 1896 war der »harte schweizer Kopf« Direktor von Kaisers Gnaden der Berliner Nationalgalerie gewesen. Tschudi hatte gleich nach seinem Amtsantritt in Berlin als erster Galeriedirektor überhaupt Bilder dieser »verflixten Franzosen« Manet und Cézanne für ein Museum angekauft – und sie auch ausgestellt! Immerhin hatte er bis 1908 daran arbeiten können, die Nationalgalerie durch den Erwerb moderner, international anerkannter Gemälde zu bereichern. Da Tschudi den Ankauf aller Neuerwerbungen von Wilhelm II. genehmigen lassen musste, halfen ihm wohlgesonnene Galeristen und »jüdische Freunde« auch mit Leihgaben und Geschenken sehr bei der Erneuerung der Sammlung; was der Kaiser besonders ungern sah, der deutlich die sogenannten »Hurrahbilder« patriotischen Inhalts bevorzugte. So kam es letztlich dazu, dass eines Tages, im Jahre 1908, Seine Majestät »diesen Herrn nicht mehr zu sehen« wünschte.

Prinz Rupprecht in München freute sich, »diese hervorragende Kraft« für Bayern gewonnen zu haben, man versprach sich mit Tschudis Berufung zum Leiter der Pinakotheken »einen neuen Frühling« für die Sammlungen. Schadenfroh genossen die Münchner den Triumph, »den Berlinern etwas Unersetzliches weggeschnappt zu haben«. In der Presse wurden teilweise große Hoffnungen an dieses Ereignis geknüpft, der *Münchner Rundschau* jedoch war die Ankunft Tschudis keine Zeile wert.<sup>31</sup>

Dass es Tschudi auch in München nicht leicht haben, dass er sich sehr bald mit den »lokalpatriotischen Kunstgrenzwächtern« anlegen werde – Karl Schloß hatte es kommen sehen. Man dürfe es dem Münchner nicht übel nehmen, wenn er nichts von der Kunst wissen wolle, den volkstümlichen Urmünchnern wie zum Beispiel Josef Ruederer, der die beginnende Münchner Moderne ja ohnehin für »echt modernen Saudreck« hält, bietet er Paroli: bereits kurz nach Ankunft Tschudis

---

<sup>30</sup> Ebd., S. 399.

<sup>31</sup> Zit. nach Andrea Zell: *Hugo von Tschudi: Ein Wegbereiter der Museumsarbeit des 20. Jahrhunderts*. Oberbayerisches Archiv 117./118. 1993/94, S. 7–83.

in München, im Juli-Heft des *März*, wird er sehr deutlich: »*München und Herr v. Tschudi* [...] Nirgends wird es dem jungen Künstler so schwer sich durchzusetzen, wie in München, der berühmten deutschen Kunstzentrale, wo sich alles um die Kunst dreht. [...] Wenn der Bierpreis verteuert werden soll, da kann man die Münchner Volksseele kochen hören. [...] Und wenn eine Dackel- oder Boxlausstellung ist, da geraten die weitesten Kreise des gebildeten Publikums in freudige Erregung. Die Fragen der bildenden Kunst dagegen gehen den Münchner nichts an. [...] Den wohlhabenden Münchner, den Hausbesitzer interessiert an der münchner Kunst nur die eine Frage, ob der Kunstmaler, der droben im Atelier haust, die Miete am Ersten richtig zahlen wird oder nicht.« [AdV: Wahrlich kein Text von gestern!] »Und man verlangt nun, dass der Münchner, er, dessen gesunder Rasseninstinkt noch von keiner Modernität angekränkt wurde, sich für diese, ihm wesensfremde Kunst interessieren soll! [...] Und gewiß! Das Eintreten dieses hervorragenden Mannes in das münchner Kunstleben könnte das Zeichen zum Beginn einer neuen Ära sein, wenn ihn die maßgebenden Kreise wirklich unterstützen wollten. [...] ohne lokalpatriotische Scheuklappen, aber beseelt von der Liebe zu München und seiner künstlerischen Zukunft. Andernfalls wird Herr von Tschudi bald erkennen, dass er aus dem Regen in die Traufe gekommen ist, und dass man noch immer leichter mit dem schlechten Geschmack eines Einzelnen fertig werden kann, als mit einem System verfilzter Interessen und lichtscheuer Gepflogenheiten.«<sup>32</sup>

Die »maßgebenden Kreise« jedoch wenden sich schnell gegen den neuen Galeriedirektor, der, ohne auf sie und ihre »lokalpatriotischen« Vorstellungen Rücksicht zu nehmen, moderne Bilder erwerben möchte. In den offiziellen Ausstellungen findet Tschudi nichts, was er für die Pinakothek ankaufen mag; er besucht die Künstler nicht in ihren Ateliers; ganz schnell hat er sich beinahe die gesamte Münchner Künstlerschaft zum Feind gemacht. »Die Leute der Genossenschaft etc. wollen eben, daß nur ihre Bilder gekauft werden und lärmten darüber, daß er französische Bilder beschaffen« will. Die »guten Qualitäten der Deutschen werden an die Wand gedrückt wegen der Kapriolen jüngster Franzosen«. Auch der beinahe 90jährige Prinzregent Luitpold hing bodenständig und konservativ mehr an seinen Münchner Malerfürsten wie Lenbach, Piloty, Kaulbach, und es sollten ja nicht nur die

---

<sup>32</sup> *März*, Juni–September, München 1909, S. 234f.

Münchener Künstler, sondern auch die Münchener Händler im Geschäft bleiben.

Die freie Hand, die Tschudi sich für seine Arbeit in München gewünscht hatte, bekam er nicht. Er war noch keine zwei Jahre im Amt, und schon stand er vor der gleichen kritischen Situation wie in Berlin: seine Stellung war unhaltbar geworden. Doch es war nicht nur das von Karl Schloß angeprangerte »System verfilzter Interessen und lichtscheuer Gepflogenheiten« allein, was Hugo von Tschudi in München scheitern ließ. Er litt seit vielen Jahren an einer unheilbaren Krankheit, ging im Sommer 1911 zu einer Kur nach Bad Cannstatt, wo er am 23. November starb.

Seinen großen Plan, in München »eine der schönsten Galerien der Welt« zu schaffen, konnte er zu Lebzeiten nicht verwirklichen. Die Gemälde jedoch, die er im Laufe seiner nur kurzen Amtszeit in den Depoträumen der staatlichen Galerien gelagert hatte, um sie eines Tages ankaufen zu können, gingen mit Hilfe der sogenannten »Tschudispende« einige Jahre später in den Besitz der Münchener Staatsgemäldesammlungen über. Und so ist »es keine Frage, dass die Neue Pinakothek ohne Tschudi niemals zu einer so großartigen Sammlung französischer Impressionisten gekommen wäre«. Der das gut 80 Jahre nach Hugo von Tschudis Tod einmal so sagte, musste es wissen: Johann Georg Prinz von Hohenzollern, 1991–1998 Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen.

»... *aller Humor ist schließlich Galgenhumor*«

»Als der Verlag sein drittes Zimmer selber brauchte, im Frühjahr 1908, zog ich in eine eigene kleine Wohnung in der Kurfürstenstraße«, so Reinhold Piper in seinem Rückblick. »Ich richtete einen allwöchentlichen *jour fixe* ein [...] Karl Schloß rezitierte Poccis romantisch-humoristisches Puppenspiel von der *Zaubergerige* [...] Ich machte keine Jagd auf Berühmtheiten. Jeder Gutwillige war mir willkommen. Das Zimmer war gedrängt voll hoffnungsvoller junger Menschen [...]«.<sup>33</sup>

Mit besonderem Vergnügen wird Karl Schloß wohl in diese vom Grafen Franz von Pocci auf die Münchener Puppenbühne gehobene Gestalt geschlüpft sein: den Kasperl Larifari. Er hatte den Erfinder dieses Münch-

---

<sup>33</sup> Piper: *Vormittag*, S. 440.

ner »Lokalheiligen« mit großer Neugierde und Enthusiasmus für sich entdeckt. Zum 100. Geburtstag des »Kasperl-Grafen« im Jahre 1907 hatte er ihm in zwei Münchner Zeitschriften sehr liebevolle, feinfühlig »Gedenkblätter« gewidmet, sich leidenschaftlich in die Biographie dieses Mannes vertieft, »strenge, hochkonservative Beamtennatur« einerseits, einer der vielseitigsten und originellsten Künstler im München des 19. Jahrhunderts andererseits: hoch dekoriertes Hofbeamten dreier bayerischer Könige war er gewesen, er dichtete und komponierte, malte und zeichnete, auch bissige Karikaturen, in denen er sich schon mal auf bizarre Weise auch über sich selber lustig machte und sich als Esel darstellte, in der glanzvollen Uniform des königlichen Zeremonienmeisters; und dem mürrisch an seinem Schreibtisch hockenden, amtsmüden und aktenverdrossenen Hofbeamten, der trotz spürbarer Leiden an seinem wohlgepolsterten Sessel klebt, setzte der Graf mit dem *Staatshämorrhoidarius* ein bleibendes Denkmal. So wurde er denn auch bayerisch-bissig der »Schnak von Ammerland« genannt; dort am Starnberger See liegt das idyllische Familienschlösschen, in dem er lebte. Und mit ätzender Schärfe nimmt der Graf in der Maske des Larifari seine Ministerialkollegen ins Visier. Kasperl in dem Puppenspiel *Das Eulenschloss*:

»Ich darf es gestehen: Ich leite mein Ministerium mit Umsicht, Vorsicht, Nachsicht, Durchsicht, Einsicht, Kurzsicht und noch verschiedenen anderen Sichten. Weiß ich nichts und fällt mir nichts ein, was eigentlich immer der Fall ist, so darf ich nur meine Ministerzauberfeder hinters Ohr stecken oder ins Tintenfass eintauchen und meine Beschlüsse sind von salomonischer Weisheit.«

Der Schöpfer dieses ganz besonderen Münchner Kindels tritt für Karl Schloß auf als »eine Figur aus einer Hoffmannschen Erzählung im prächtigen Galafrack des hohen Hofbeamten, auf den das große rote Herz Hanswursts aufgenäht ist«. <sup>34</sup>

In der sehr persönlich gefassten Einleitung zu den von ihm ausgewählten Puppenspielen Poccis, die Karl Schloß 1909 im Verlag Georg Müller herausgeben kann, nähert er sich mit beinahe analytischem Blick dem hochgeschätzten Zeremonienmeister und Oberkämmerer des bayerischen Königshauses unter Ludwig I. und Ludwig II. und der durchaus als Kritik an diese Adresse gerichteten Kreation des »Kasperl-Grafen«: dem Kasperl Larifari. <sup>35</sup>

<sup>34</sup> März, S. 398.

<sup>35</sup> *Die Puppenspiele des Grafen Franz von Pocci*. Ausgewählt und eingeleitet von

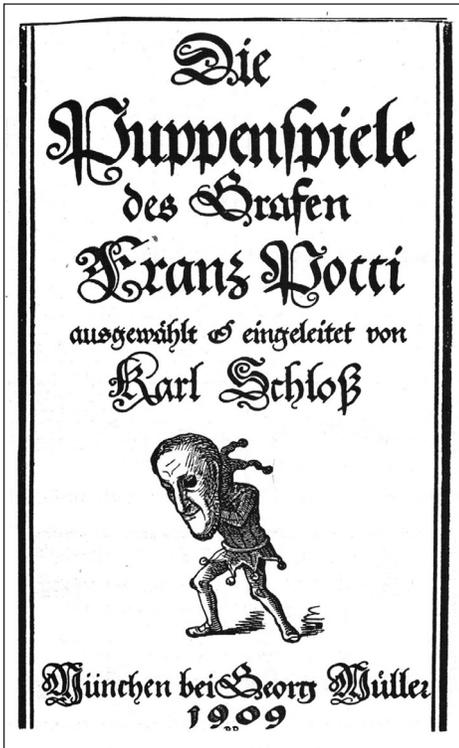
Den fünf von ihm für diesen Band ausgewählten Stücken setzt er einen der wohl originellsten Texte voran, die von ihm erhalten sind. »Graf Kasperle« gilt ihm als eine der »eigentümlichsten Erscheinungen des deutschen Geisteslebens«. Die intensive Beschäftigung mit ihm führt dazu, dass er seine tief empfundene Seelenverwandtschaft mit dem romantisch-melancholischen Grafen nicht mehr leugnen kann. Dessen Kasper Larifari – eine Wiederbelebung des »geheimnisvollen Findelkindes aus dem uralten Geschlecht der Hanswurst« – lässt ihn nicht mehr los. Sein Vorwort bietet dem Leser eine alle Hintergründe durchdringende Sicht auf zwei ihn faszinierende Persönlichkeiten, die beide aus einer anderen Welt stammen, und sich in unsere nur verirrt zu haben scheinen: der Larifari mit seinen »grobmateriellen Neigungen« und durchaus »bürgerlicher Existenz«, und der romantische Dichter, der sich tragischerweise von seinen Jugendträumen nicht trennen, noch sie verwirklichen kann. Im Kasperl Larifari aber habe der Graf Pocci »endlich die Maske gefunden, in der er sein geheimstes Weh unsichtbar ausströmen konnte«.

Und noch etwas kommt hinzu: In dem urwüchsigen Lumpen Larifari sieht Karl Schloß mehr »als eine bloße Verkörperung des alten gemüthlichen Münchner Humors«. Für ihn entpuppt sich »dieser drollige kleine Taugenichts« als ein Verwandter von William Shakespeares Puck, als »Elementargeist«, den er dem Leser geradezu als »eine Arznei unserer Zeit« verschreiben möchte. Poccis Puppenspiele seien nichts anderes »als die lustigste, glücklichste, harmloseste und treffendste Verspottung des Philistertums. [...] der ärgste Affront für die ganze bürgerliche Gesellschaft. [...] aller Humor ist schließlich Galgenhumor [...] Für unsere Zeit, die mit Problemen belastet ist bis zum Zusammenbrechen, könnte Kasperl Larifari, der den Elementen jedenfalls näher steht als wir, der das Weltproblem löst, indem er seinen Durst löscht, der durch die bloße Möglichkeit seiner Existenz die schöne Zwecklosigkeit des Daseins erweist, ein Befreier werden. [...] Lieber manchmal ein bisschen auf allen Vieren kriechen, als den köstlichen Erdboden unter den Füßen verlieren; lieber manchmal ein bisschen bellen, miauen und wenn es nicht anders gehen sollte, lieber sogar manchmal ein bisschen grunzen, als immerfort Verse von Stephan George und Rainer Maria Rilke im Munde führen.«

Als Karl Schloß 1909 seine so tief empfundene Sympathie für den »Kasperlgrafen« entdeckt und großes Verständnis für das widerbor-

---

Karl Schloß. München 1909. Alle diesbezüglichen Zitate: Vorwort, Seite 1–45.



Titelblatt der *Puppenspiele des Grafen Franz Poggi*, 1909

traum geht freilich – wie kann es anders sein – nicht in Erfüllung. Weder für den Larifari noch für den Dichter, der die bittere Erfahrung machen muss, dass es doch nicht so einfach ist, »bewundert von der ganzen Welt« sein Publikum zu finden als Lyriker. In einigen Zeitschriften erscheinen hin und wieder Gedichte von ihm, 1910 ist er in dem Sammelband *Deutsche Lyrik seit Liliencron* mit vier Gedichten vertreten. Doch er bleibt finanziell abhängig von den Zuwendungen seines Vaters, der im Hinblick auf den ausbleibenden literarischen Erfolg des Sohnes zu sagen pfllegt: »Bis der Hafer kommt, ist das Pferd krepier!«

Diese Redensart im Ohr, wird Karl Schloß wohl hin und wieder zurückgekehrt sein in das von Bauernland und Weinbergen umgebene Alzey, in den väterlichen Betrieb. Und im November 1910 verlässt er München, die Stadt, in der er sich einst ein freies Leben als Dichter und Schriftsteller erträumt hatte. Für immer.

stige Verhalten des kampfproben Larifari zeigt, ahnt er freilich noch nicht, wie sehr er einmal gezwungen sein wird, diese elementare Überlebensstrategie sich selbst als »Arznei« verabreichen zu müssen, um den »köstlichen Erdboden unter den Füßen« nicht zu verlieren.

In der *Zaubergerige* verspottet Poggi das Virtuosen-tum. Kasperle schwenkt das Instrument, mit dem er versuchen soll sein Glück zu machen, verwegen durch die Lüfte: »Jetzt bin ich ein gemachter Mann, wie einer nur gemacht sein kann,« jubelt er, »die Zeitungen sind voll von mir, [...] bewundert von der ganzen Welt, füll ich den Beutel mir mit Geld.[...]«. Dieser Wunsch-

## *Erwachen*

Im Frühling hebst du bang das Haupt,  
von kahler Wände Grau umstöhnt:  
Dich hat entwurzelt und entlaubt  
Der Traum, der dich zuvor gekrönt.

Es war, was goldne Frucht erschien,  
nur Staub, geballt von Gauklerhand,  
es kam das Licht, das dir verlieh'n,  
von deines eigenen Hauses Brand – –

Der Bäume rauschend Nachtgespenst  
Umweht ein graues Schattenkleid,  
und alle Wege, die du rennst,  
kein Meilenstein sagt dir Bescheid.

Der Zeiger zeigt dir nur die Qual,  
die deiner harrt an jedem Ziel,  
seitdem ein Traumbild dich bestahl,  
seitdem dein Traumbild dir zerfiel.<sup>36</sup>

»... eine Amputation an allen Gliedern ...«

»Worms, 13. April 1936

Mein lieber Muck,

[...] es ist wahrhaftig beinah zum Lachen, wie verkehrt alles in meinem Leben gegangen ist, und dass ich mich trotzdem immer noch behaupten konnte, ist geradezu phantastisch. Jetzt ist es doch schon jahrelang so, dass man abends nicht weiß, ob man am nächsten Morgen noch existiert.[...] Man muss halt immer auf alles gefasst sein, dann gerät man nicht so leicht aus der Fassung. Und wenn man das Schlimmste vorweg nimmt, dann verlieren die unvermeidlichen Enttäuschungen viel von ihrer Bitterkeit und vielleicht der Tod seinen schärfsten Stachel. [...]«<sup>37</sup>

Dieses bittere Resümee zieht Karl Schloß aus dem Vierteljahrhundert Kaufmannsdasein, das er im April 1936 bereits hinter sich hat: er war

<sup>36</sup> Privatarhiv Johannes Michel, Mannheim.

<sup>37</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 82.

1910 in seine rheinhessische Heimat zurückgekehrt, hatte begonnen, dem Wunsch des Vaters schließlich folgend, im familiären Zigarrenbetrieb mitzuarbeiten. Trotz mancher Zweifel hatte er sich entschlossen, nun als Kaufmann sein Geld zu verdienen, auch wenn er den Vater, der ihm das Geschäft ja einmal überlassen will, stets warnte: »Ich fürchte sehr, dass der Kaufmann schlechte Verse und der Dichter schlechte Geschäfte machen wird«. Trotzdem entschloss sich der Vater nun zusätzlich zum Zigarrenhandel eine Zigarrenfabrik zu eröffnen; er hatte ja jetzt einen Nachfolger im Familienbetrieb, an den er glaubte – den Sohn an seiner Seite.

Freilich ahnte er nicht, was der wirkliche Grund für den Abschied seines Sohnes vom Dichterleben gewesen war: der »liebe Muck«, an den sich im Frühjahr 1936 der Klagebrief richtet, das ist Sybille. Geboren am 15. Oktober 1910 in der Münchner Ungererstraße 22. Vater: Karl Schloß. Mutter: Rosel Michel, geborene Storck. Sie war seit 1900 mit dem Münchner Dichter Wilhelm Michel verheiratet gewesen – dem »Hölderlin-Michel«, wie Thomas Mann ihn einmal nannte. Im August 1909 wurde die Ehe geschieden, sie verließ ihn und die gemeinsamen sechs Kinder, die sie in den Jahren 1900 bis 1907 zur Welt gebracht hatte.

Nun hatte Karl Schloß eine kleine Familie zu ernähren, wozu eben das »immer zweifelhafte« Münchner Dichter-Budget keinesfalls ausreichte. Vier lange Jahre hielt er heimlich Kontakt zu Rosel und Sybille, besuchte sie in Fürstfeldbruck bei München, wo sie zunächst noch lebten, später dann in Heidelberg, und sorgte für sie.

Erst 1914 findet er den Mut, die kleine Tochter und seine nicht-jüdische Lebensgefährtin nach Alzey zu holen, den Eltern vorzustellen und sie zu heiraten. Sybille ist nun Sybille Schloß, sie erobert schnell die Herzen der Großeltern. Der geschiedenen Rosel jedoch macht die gestrenge jüdische Schwiegermutter das Leben nicht leicht, obwohl schließlich drei Kinder aus ihrer ersten Ehe in der Familie Schloß ein neues Zuhause finden.

Sybille, ein schönes, selbstbewusstes, eigensinniges Mädchen, war nicht einmal 17 Jahre alt, als sie ihre Familie verließ, der rheinhessischen Kleinstadt entfloh, sie sehnte sich nach einem aufregenden, modernen Leben in Berlin. Sie wollte Schauspielerin werden und studierte an der Max-Reinhardt-Schule. Dort entdeckte sie Otto Falckenberg und holte sie nach München. 1931 debütierte sie an den Münchner Kammerspielen, sehr junge, sehr gelobte Kollegin von Therese Giehse. Sie gehörte

zum ersten Ensemble des politischen Kabarets *Die Pfeffermühle*, und so stand sie auch hier wieder gemeinsam mit Therese Giehse auf der Bühne, nun auf der Bühne eines mutigen Unternehmens, das Erika Mann, die älteste Tochter Thomas Manns, mit ihrer engen Freundin Therese und einer Handvoll sehr couragierter Mitstreiter noch im Januar 1933 in der bereits von den Nationalsozialisten spürbar regierten Stadt gegründet hatte. Das zweite Programm im Februar bot einige sehr deutlich gegen die Nazi-Ideologie gerichtete Texte, gegen den Führerkult, gegen den Antisemitismus. Bereits im März folgte notgedrungen die Emigration, letztlich auch für Sybille Schloß, die auf keiner Münchner Bühne mehr auftreten durfte. Otto Falckenberg hatte bereits Ende 1932 bei der Stadtverwaltung angefragt, ob er Sybille Schloß, die so gerne als Strindberg *Fräulein Julie* auf der Bühne des Kammerspiele gestanden hätte, noch beschäftigen dürfe. Die Antwort war eindeutig: Nein, sie ist Halbjüdin.

Nachdem es für die *Pfeffermühle* im Exil nach weit über 1000 Vorstellungen in den Nachbarländern von Hitler-Deutschland immer schwieriger wurde, ohne gravierende Zensureingriffe der jeweils zuständigen Aufsichtsbeamten in das inzwischen dezidiert politische Programm aufzutreten, versuchte es Erika Mann im Januar 1937 in New York mit einem deutsch-amerikanischen Ensemble, zu dem auch Sybille Schloß gehörte. Jedoch die »Peppermill« scheiterte, das Ende war gekommen für dieses »wirkungsvollste und erfolgreichste theatralische Unternehmen der Emigration« – so Klaus Mann in seinem Lebensbericht *Der Wendepunkt*. Sybille Schloß bekam damals große Lust, irgendwann »Hollywood zu erobern«. Auch sie wird scheitern.<sup>38</sup>

In Berlin war die Schauspielschülerin 1927 Wolfgang Koeppen begegnet. Mit seinen 21 Jahren verfiel er ihr rettungslos in leidenschaftlicher, nie erwideter Liebe. Auch er wollte in Berlin Karriere machen, wollte Schriftsteller werden. Doch schlug er sich zunächst mühselig als Feuilletonist durch. Ein wenig *Weltbühne*, ein wenig *Berliner Börsen-Kurier*. Die unglückliche Liebe zu der schönen Sybille, bitter quälende Realität für ihn, ließ ihn nicht mehr los. Ein Leben lang bewahrte er jeden Satz auf, den er Sybille betreffend, seinen Seelenzustand schildernd, verfasste.

---

<sup>38</sup> Helga Keiser-Hayne: *Erika Mann und ihr politisches Kabarett Die Pfeffermühle 1933–1937*. Hamburg 1995.

»Sybill, ich habe diese Nacht geschrien! Gebrüllt! Ich kann nicht reisen! Mein Leben ist restlos zerstört! Bedenken Sie, 22 Jahre alt und total erledigt sein! Ich laufe als Ruine rum. [...] Ich kann nicht mehr klar denken. Ich knirsche nur noch die Zähne! Ich bin im höchsten Grade blutvergiftet. Es geht dem Ende zu! Nie wurdest du mehr geliebt, begehrt!«<sup>39</sup>

Kreativ nutzte er diese traumatischen Erfahrungen für seinen ersten – eindeutig autobiographischen – Roman: *Eine unglückliche Liebe*. Das Buch erschien 1934 bei Bruno Cassirer in Berlin, der es seinen Lesern dem programmatischen Titel entsprechend ankündigte: »In diesem Roman eines jungen Dichters leben die ältesten menschlichen Schmerzen: das Erleiden der Liebe und die Verzauberung durch eine Leidenschaft, die als ein unabänderliches Schicksal empfunden wird.«<sup>40</sup>

Sybille Schloß blieb als Wolfgang Koeppens Romanfigur – Sibylle! – bis heute ein wenig in Erinnerung. Ihr Vater hingegen, der Münchner Dichter, der 1910 nicht ganz freiwillig Kaufmann geworden war, geriet in Vergessenheit. – Bis im Jahr 2003 das Gedenkbuch für Karl Schloß erschien: *Die Blumen werden in Rauch aufgeh'n*, herausgeben von dem Lyriker Wulf Kirsten und der Wormser Historikerin Annelore Schlösser, im Auftrag der Stadt Alzey, zu der Framersheim gehört, die kleine Gemeinde, in der die Familie Schloß ansässig war.<sup>41</sup>

Es enthält viele der frühen Münchner Gedichte, auch bisher Unveröffentlichtes aus den letzten Lebensjahren und eine Auswahl von Briefen, die Karl Schloß in den Jahren 1935 bis 1943 schrieb, an Sybille und an Anny, das letzte Kind aus der Ehe von Rosel Schloß mit Wilhelm Michel, geboren 1907. Mit Anny, die seit der Heirat von Karl und Rosel zur Alzeyer Familie gehörte – so wie auch zwei ihrer Brüder – verband ihn eine ebenso innige Vater-Tochter-Beziehung wie mit Sybille. Die Nachfahren von Wilhelm Michel grübeln hin und wieder darüber, ob Anny nicht schon eine Tochter von Karl Schloß gewesen sein könnte. Er schien bei ihrer Geburt dabei gewesen zu sein, es gibt einen Geburtstagsbrief an Anny vom 23. Mai 1939, in dem es heißt:

---

<sup>39</sup> Hiltrud u. Günter Häntzschel: »*Ich wurde eine Romanfigur*« – Wolfgang Koeppen. Frankfurt a.M. 2006. Zit. nach Hiltrud Häntzschel: *Eine unglückliche Liebe – Wolfgang Koeppen, Sybille Schloß und die Manns*. Vortrag Stadtbibliothek München, 30.5.2006, S. 3.

<sup>40</sup> Wolfgang Koeppen: *Eine unglückliche Liebe*. Frankfurt a.M. 1977, zit. aus Vor-text, S. II.

<sup>41</sup> Siehe dazu Anm. 1.

»Gerade so herrliches Maiwetter wie heute war es, als Du zur Welt kamst. Es war freilich schon Nacht, doch eine schöne heitere Nacht. Du weintest sehr und warst anscheinend nicht sonderlich begeistert von dem großen Glück, das Dir widerfahren war. [...] Im Grunde wollen wir alle leben, sonst wären wir nicht da. [...] Das Glück, die große Freude, die verwandeltes Leid ist, die wünsche ich Dir zu Deinem Tag. Herzlichst Dein Vater«<sup>42</sup>

So sehr die Lyrik des Dichters Karl Schloß mit ihrer beinahe visionären Vorahnung eines tragischen Schicksals beeindruckt, so begeistert uns in den Briefen eine weitgehend humorvolle, ja zuversichtliche Persönlichkeit. Es scheint, als wolle dem Briefschreiber die Hoffnung nicht vergehen, dass das Leben doch noch etwas Gutes für ihn bereithält. Briefe spiegeln, wie kaum ein anderes persönliches Dokument, Zeitgeschichte und belegen auf erschreckende Weise, wie unumkehrbar Lebensläufe durch Zeitgeschichte bestimmt werden.

Ein gar so schlechter Kaufmann wird der Dichter nicht gewesen sein. Nach dem frühen Tod des Vaters hatte er 1922 in Worms noch eine zweite Zigarrenfabrik eröffnet, geriet jedoch vermutlich schon 1929 wegen Inflation und Weltwirtschaftskrise in einen unheilvollen Schuldenkreislauf. Mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten begann dann der Kampf um den Erhalt des jüdischen Familienunternehmens. Seit über 100 Jahren ist die Familie Schloß im Rheinhessischen ansässig. Klug und einfallsreich verhält sich Karl Schloß während der Verhandlungen zur notwendig gewordenen Abwicklung des beinahe bankrotten Betriebes; trotz der immer unerbittlicheren Gesetze, die – was er noch nicht glauben mag – letztlich zur Ausplünderung der Juden führen, will er nicht aufgeben. Die den Juden unterstellte »Auswanderungsabsicht« – Karl Schloß scheint sie nicht zu verspüren. Geduldig versucht er durch den Verkauf des Geschäfts sich wenigstens einen bescheidenen Lebensunterhalt zu sichern; zudem hat er sich gegen hinterhältige Intrigen der ihm seit Jahrzehnten ja bekannten und vertrauten Mitarbeiter seiner Firma zu wehren. Dennoch: keinen Jammerton vernehmen wir, keine Resignation erlaubt er sich, hin und wieder gibt er – das Ende des ohnehin nicht so sehr geliebten Kaufmannsdaseins ahnend – ehrlich leichte depressive Regungen zu. Und immer wieder scheint es, als habe ihn der Gedanke an den urwüchsigen Kasperl Larifari und dessen so ganz und gar bodenständiges Le-

---

<sup>42</sup> Privataarchiv Johannes Michel, Mannheim.

bensmodell nie verlassen, das er ein gutes Vierteljahrhundert zuvor seinen Lesern empfahl als »Arznei unserer Zeit, die mit Problemen belastet ist bis zum Zusammenbrechen«.

Der Liquidation der Firma folgt schließlich die Emigration. Es ist eine »Amputation an allen Gliedern«. Mit scheinbar ungebrochenem Humor – »Galgenhumor«? – erträgt er sie; der Tag des Zusammenbruchs seiner bürgerlichen Existenz würde »vielleicht der Tag einer großen Befreiung sein«, so klang es einmal während der qualvollen Zeit der Verhandlungen in einem seiner Briefe. Liebevoll und geduldig findet er immer wieder tröstende Worte und Mut machende Ratschläge für die Töchter, die ebenfalls einiges zu schultern haben: Sybille, seit dem Frühjahr 1938 endgültig im amerikanischen Exil, wo sie als Schauspielerin in Hollywood nicht gefragt ist und jede Arbeit annimmt, um die Eltern zu unterstützen – sie wünscht sich so sehr, sie nach Amerika holen zu können. Und Anny, die für einen unehelichen Sohn zu sorgen hat. Sie arbeitet als Hausangestellte – unter anderem bei der Tochter Hugo von Hofmannsthals.

So bieten diese Briefe in ihrer aufrichtigen Spontaneität wieder einmal einen eindringlichen Blick in ein jüdisches Schicksal, sowohl im nationalsozialistischen Deutschland, als auch im Exil. Im nicht rettenden Exil, muss man hier hinzufügen.

*»... ererbtes Gut, ich hab es nicht vermehrt ...«. Briefe von Karl und Rosel Schloß an Sybille*

»Worms, 7. Juli 1935

Lieber Muck, [...] etwas muss jetzt geschehen, denn wie weit wir sind, das magst Du daran sehen, dass mir diese Woche das Finanzamt wegen rückständiger Steuern mein Postscheck-Konto gepfändet hat. [...] Und wo nehme ich das Geld her, um den Betrieb weiter zu führen und für sonstige dringende Verpflichtungen? Es gibt soviel ich sehe, nur drei Wege: Teilhaber, [...] natürlich nur ein Arier. Aber wo ihn finden? Und ist er dann menschlich so geartet, dass ein erträgliches Zusammenarbeiten möglich ist? [...] Bleibt noch die Stilllegung und Liquidierung in Verbindung mit einer Reise-Vertretung, die ich für eine andere Firma übernehmen könnte. Ein großer Teil meiner Kundschaft, die mir persönlich sehr anhänglich ist, würde auch noch von mir kaufen, wenn ich für eine andre Firma käme. Schön wäre es

freilich nicht, aber das Leben hat mich ja in den letzten Jahren nicht verwöhnt und die Aussicht, sozusagen mit dem Musterkoffer in der Hand zu sterben, schreckt mich nicht.«<sup>43</sup>

»6. September 1935

Lieber Muck,

[...] Einstweilen habe ich vorsorglich die Stilllegung des Betriebes beantragt. Eine Verhandlung deshalb hat bereits am Freitag stattgefunden. Die Abgesandten des Treuhänders (es waren ihrer drei) haben sich von der Unmöglichkeit der Weiterführung überzeugt und die Stilllegung zum 31. Oktober ds. Js. genehmigt. Damit ist ja noch nicht gesagt, dass ich zumachen muss, aber auch nicht sicher, dass ich noch so lange arbeiten kann. Wahrscheinlich wird demnächst auch die Arbeitsfront in dieser Sache auf den Plan treten [...]

Es muss eine ganz besonders unglückliche Konstellation gewesen sein, als ich das so genannte Licht der Welt erblickte, denn ich habe es, von meiner Kindheit abgesehen immer schwer gehabt. [...] Du sollst deshalb stets daran denken, dass ich schon einen tüchtigen Puff vertrage und mich trotz allem immer wieder ‚heraus wuzzele‘. Das ist das Wunder des Lebens: wenn der Druck unerträglich wird, geht eine Türe auf und der Mensch, der geknebelte, gepeinigte, getretene ist mit einem Schritt im Freien. Solang sich diese geheime Türe noch öffnet, verzage ich nicht. Schreibe bald und ausführlich! – Herzlichen Gruß und Kuss – Dein V.«<sup>44</sup>

»18. März 1936

[...] Die geschäftliche Lage ist schlecht und kann nur noch schlechter werden. Es sind wieder einige Liebhaber aufgetaucht.<sup>45</sup> Was gibt es aber mit uns, wenn ich verkaufe? Ich habe immer gedacht, mich als Vertreter ernähren zu können. Aber auch diese Chance ist im Schwinden, weil man hier keinem Juden eine Reise-Legitimationskarte gibt und weil man ohne eine solche nicht reisen darf. Ich muss gestehen, dass ich trotz meiner bekannten Hinneigung zur hehren Armut zuweilen abscheuliche Beklemmungen habe.«<sup>46</sup>

---

<sup>43</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 67f.

<sup>44</sup> Privataarchiv Johannes Michel, Mannheim.

<sup>45</sup> Gemeint sind hier potentielle Käufer des Betriebs.

<sup>46</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 81.

2. Dezember 1936

Ich erwarte täglich den Zusammenbruch und verstehe schon längst nicht mehr, wieso ich eigentlich immer noch existiere. Völlig unerfindlich ist wie ich diesen Zustand schon monatelang ertrage. Wenn ich manchmal zu erliegen drohe, irgend etwas richtet mich, irgend etwas hält mich aufrecht. Ich bin ein sehr schwacher Mensch und doch ist eine eigne Stärke in mir. Ich bin wankend wie ein Schiff und unerschütterlich wie ein Turm [...] Meine Last wird mir wohl niemand mehr abnehmen – als der Tod, mit dem ich mich auch beizeiten zu befreunden suche. Denn es sind ja nicht nur die geschäftlichen Sorgen, sondern ja vieles andre mehr, aus dem mein Buckel besteht. Ich bin je älter ich werde, desto mehr für einfaches Dasein und der Tod erscheint mir als die einfachste Form des Lebens. Im Grunde seines Herzens, glaube ich, stellt sich fast jeder Mensch vor, dass das Leben ohne ihn viel schöner, reiner und besser wäre. Und so ist es wahrscheinlich auch. Wenn es keine Menschen gäbe, wäre die Erde ein Paradies.«<sup>47</sup>

»3. Januar 1937

Mein liebes Kind,

mit Deinem Kabel zum Neuen Jahr haben wir uns sehr gefreut. Wir hätten Dir beinahe auch eins geschickt, doch wir müssen jetzt die Groschen mehrmals umdrehen, ehe wir sie ausgeben. [...] Mit dürren Worten, das Geschäft ist nicht mehr zu halten, und das Einzige, worum ich noch kämpfe und warum ich diese Schrecken ohne Ende immer wieder auf mich nehme, ist der Wunsch und die schwache Hoffnung, es ohne äußere Erschütterung liquidieren und vielleicht noch etwas für uns retten zu können.

Inzwischen muss ich mir heute schon Sorgen machen, was es nacher für uns gibt und von was wir leben sollen. [...] Nun hatten wir kürzlich Besuch von Herrn und Frau M., den Schwiegereltern von Fritz<sup>48</sup> [...] sie haben uns angeboten, nach Palästina auszuwandern und dort mit Fritz gemeinsam die dann zu erwerbende Farm zu bewirtschaften.

Ich kann nicht behaupten, dass mich der Gedanke, den Rest meiner Tage im gelobten Land zu verbringen, begeisterte. [...] Auch ist nicht zu übersehen, dass Palästina ein Wetterwinkel ersten Ranges ist, wo

<sup>47</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 94.

<sup>48</sup> Bruder von Anny, Fritz Michel.

es beständig rumort und wo es für den Fall internationaler Verwicklungen wahrscheinlich hoch herginge. [...] Trotz diesen und manchen andern Bedenken wären wir bereit, den Versuch zu wagen. Bei aller Anhänglichkeit an die alte Heimat und obwohl ich doch gewiss in ihr verwurzelt bin, muss ich täglich klarer erkennen, dass ich hier nichts mehr zu erwarten habe. Ein ärmliches Dasein zu führen, das allein würde mich noch nicht erschrecken, dem Kampf ums tägliche Brot weiche ich nicht aus. Aber der seelische Druck, die vielen Behinderungen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, die ganze feindliche Atmosphäre werden auf die Dauer immer schwerer erträglich. Wie schwer ist es nur eine Wohnung zu finden (wir wollten doch zum 1. April umziehen), wenn man sich vorher vergewissern muss, ob denn auch Juden aufgenommen werden. Und wenn man wirklich eine findet, wie angenehm ist der Gedanke, vielleicht mit Leuten unter einem Dach zu wohnen, deren Überzeugung es ist, dass die Juden ›die Volk gewordene Kriminalität‹ sind! U.s.w.

Gewiss, wir werden weder geschlagen noch auf der Straße angepöbelt, aber alles läuft doch darauf hinaus, den Juden in seinem Selbstgefühl zu treffen, ihn vor sich und den andern zu erniedrigen, ihm seine Existenz zu erschweren und ihn ›reif zur Auswanderung‹ zu machen. Und wie lange wird diese widerwillige Duldung noch währen? Niemand weiß, ob nicht der nächste Tag ein Gesetz bringt, das uns auch noch unserer letzten kümmerlichen Rechte beraubt.

[...] Dem Schocken Verlag habe ich schon vor einiger Zeit eine Anzahl Verse geschickt. Man schrieb mir nur, der Lektor sei verreist und ich möchte mich bis Januar gedulden. Ich habe das deutliche Gefühl, dass nichts daraus wird.«<sup>49</sup>

»8. März 1937

Mein Leben, zumal mein geschäftliches, ist wie ein Netz, ich will mich immer befreien und verwickle mich nur immer mehr. Aber ich will und muss heraus. Sonst geh ich zugrund. Zwei Dinge scheinen jetzt sicher: Erstens, dass für uns nichts übrig bleibt und zweitens, dass ich spätestens am 1. Mai die Fabrik räumen muss. Ich will versuchen vorher zu verkaufen, aber auch das ist schwer. [...] Es ist mein Schicksal, dass sich alles kompliziert, was ich anfasse, und dass ich nirgends heraus kann. Aber ich will und muss heraus. Hol's der Teufel! [...]

---

<sup>49</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 97ff.

Vom Schocken Verlag habe ich dieser Tage endlich Nachricht erhalten, aber erst, nachdem ich um Rücksendung meiner Gedichte er-sucht hatte. Darnach waren sie dem Lektor erst infolge meiner Erin-nerung zu Gesicht gekommen. Schöne Ordnung! Ja und man hätte einen starken Eindruck von ihnen und möchte sie gern noch einige Zeit behalten, auch vielleicht im Almanach einiges veröffentlichen, aber für den Verlag kämen sie infolge seiner ›Struktur‹ nicht in Frage. Es bleibt also anscheinend dabei, dass ich erst nach meinem Tod be-rühmt werde, was ja auch immer mein Ehrgeiz war. [...]

Vielleicht aber ist,  
Wer das Schwerste erträgt,  
Ausschöpft die Finsternis,  
Nahe dem Licht.«<sup>50</sup>

»Worms, 1. Juni 1937

[von Rosel]

Mein liebes Kind, [...] Ja, wir bestehen eigentlich nur noch aus Sor- gen und wir wundern uns selbst, dass wir diesen Sorgenpack immer noch wieder schleppen können mit unseren schwachen Kräften. Jeden Abend, wenn wir schlafen gehen, wünsche ich, es möchte kein nächster Tag mehr erscheinen. Dein Vater hatte ja länger als ich nicht den Mut verloren, worüber ich oft staunen musste bei seiner schauerhaften Sorgenlast, die er zu schleppen hat. [...] Nun hat aber auch er den Mut verloren. Was aber das schlimmste ist, Vater ist nicht mehr gesund. Er ist in letzter Zeit so abgemagert, dass man erschrickt, wenn man seinen Körper sieht. Haut und Knochen. [...] Die Genehmigung für den Verkauf des Geschäftes ist immer noch nicht da und es wird uns allmählich Angst und Bang. Davon abgesehen halte ich persönlich es für ausgeschlossen, dass Vater als Vertreter soviel verdienen kann, dass wir auch nur sehr bescheiden davon leben können. Erstens weil er Jude ist, das ist furchtbar heute, ein jüdischer Vertreter zu sein, und dann ist er körperlich unfähig und zu alt, um täglich reisen zu können und das müsste er. Mir ist das eine unerträgliche Vorstellung. [...] Übrigens der Schocken Verlag, das sind auch miese und dazu dumme Judde mit ih-rem blöden Zionismus. Vater hatte ihnen herrliche Gedichte geschickt, aber die Art ihres Verlages usw. richtiger Juddeschmus. Ich wäre so froh für Vater gewesen, wenn wenigstens das etwas gewesen wäre, das hätte ihm wieder Mut gemacht. Wo sollen denn die Juden eigentlich ihre Sachen verlegen? [...]

<sup>50</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 103f.

Nun Schluss! Schreibe bitte bald. Grüße von Vatel und Anny. Es küsst Dich von Herzen Deine Mu«<sup>51</sup>

»6. Juni 1937

[...] Jetzt reise ich wieder, um meine Restbestände zu verkaufen und meine Außenstände einzuziehen. Es geht leidlich, bloß dass es mich recht anstrengt, was mich im Hinblick auf meine zukünftige Tätigkeit als Vertreter ein wenig beunruhigt.

[...] In den Zwischenzeiten warte ich immer noch vergeblich auf die Genehmigung. Soviel kann ich jetzt schon übersehen, dass mir aus der Liquidation kaum etwas bleiben wird. [...] Wir müssen uns entsprechend einrichten, vor allem am 1. Juli endgültig die Wohnung kündigen. Wenn es nur nicht so schwer wäre, eine kleine Wohnung für uns zu finden. Solange es geht und ich mich hier noch einigermaßen ernähren kann, will ich hier bleiben. Es ist zwar schwer hier zu leben und manchmal fast unerträglich, aber wo ist es nicht schwer? [...] Kannst Du Dir vorstellen, dass ich in Brasilien oder in Australien lebe? Mir fällt es schon schwer, meine Wohnung zu wechseln [...] so schwer unser Leben auch ist, der Himmel wird uns nicht ganz verlassen. Wie Hölderlin sagt: Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch. – Herzl. Gruß und Kuss –

Dein V.

Eerbtet Gut, ich habe es nicht vermehrt  
Was andre schufen, habe ich verzehrt  
Mit jedem Jahre schmärer wird die Decke  
Darunter ich die alten Glieder strecke  
Bald ist das ganze Kapital an Zeit  
Das so unendlich schien  
Vertan, verlebt, verbrannt, dahin –  
Verarmt an allem, was mir einst verlieh'n  
Ganz überschuldet geh ich in die Ewigkeit.«<sup>52</sup>

---

<sup>51</sup> Privatarhiv Johannes Michel, Mannheim.

<sup>52</sup> Privatarhiv Johannes Michel, Mannheim.

»... ein Land in dem Milch und Honig fließen ...«

Ob die Genehmigung für den Verkauf des Geschäfts jemals erteilt wurde, ist ungeklärt. Tatsache ist, dass Karl Schloß aus der Liquidation nichts für sich verbuchen kann, den Rest seines Barvermögens verliert er durch die erzwungenen Gehaltszahlungen an ehemalige Mitarbeiter, eine kleinere, bezahlbare Wohnung finden er und Rosel nicht mehr in Worms: Juden unerwünscht – so sind sie schließlich »reif zur Auswanderung«.

Das Exil beginnt in den Niederlanden, im September 1937, in Den Haag. In keinem der Briefe beschreiben Karl und Rosel, wie sie es schafften mit ihrem gesamten Hausrat über die holländische Grenze zu kommen, mit der teilweise sehr wertvollen Einrichtung der großen, stattlichen Wohnung – einschließlich Gemälden, Madonnenfiguren, Klavier, prachtvollem Spiegel und Sitzmöbel, Radio, Hund und Kakteen. Wir wissen nicht, ob sie eine vollständige Liste ihres Mobiliars vorlegen mussten und eine dem Wert der Gegenstände entsprechende Abgabe – eine Art »Ausfuhrzoll« – bei der zuständigen Devisenstelle entrichteten, oder ob das Umzugsgut durch Mittelsmänner ins Ausland »geschmuggelt« oder »verschoben« wurde, wie das im damaligen Amtsdeutsch hieß. Sie hatten ohnehin Glück: ein Jahr später mussten jüdische Bürger vor der Emigration alles Wertvolle – Schmuck, Antiquitäten, Tafelsilber – abliefern.<sup>53</sup> Und sie haben in den ersten Exilmonaten noch weiteres Glück in ihrem Unglück: Sie werden von Sybille und ihren Schwiegereltern liebevoll und großzügig unterstützt – bis hin zu einem täglichen Taschengeld, denn an Barem mangelte es wirklich, auch weil die Bankkonten wegen der Verschuldung des liquidierten Betriebes gesperrt worden waren. Durch Wolfgang Koeppen hatte Sybille im Sommer 1936 Thomas Michaelis kennen gelernt, Tommy, den Sohn des wohlhabenden Berliner Patentanwalts Karl Michaelis, der frühzeitig emigriert war und sein Vermögen retten konnte. Im September 1937 heirateten sie und kurz danach fand der vermutlich durch die Familie Michaelis »organisierte« Umzug nach Den Haag statt.

Die erste Zeit des Exils ist eine beinahe glückliche. Sie fühlen sich erleichtert. Sie wohnen zusammen mit Sybille und Tommy in einem

<sup>53</sup> Siehe dazu: Susanne Meinl: »Schalom – meine Heimat – Stationen der Flucht aus Deutschland«. In: Claus-Dieter Krohn (Hg.): *Jüdische Emigration. Zwischen Assimilation und Verfolgung, Akkulturation und jüdischer Identität*. München 2001.

von seinen Eltern für sie angemieteten Haus mit Garten in der Sonderdankstraat, dem »Häuschen«, richten es behaglich ein, und Karl Schloß beginnt sich zu akklimatisieren. Sie scheinen angekommen im Paradies.

»Liebe Anny, ich weiß noch wenig von Holland. [...] Holland zerfällt geographisch in verschiedene Provinzen, kulturell in verschiedene Mahlzeiten. Die Pausen zwischen ihnen werden ausgefüllt, indem man nachdenklich in tiefen Sesseln sitzt.«

So Karl Schloß in seinem ersten erhaltenen Brief vom 11. November 1937 an Anny. Er möchte ein guter Holländer werden und hat

»die Sitten dieses schönen Landes bereits weitgehend angenommen; ihre eifrige Übung schließt sozusagen jede andere Tätigkeit aus. [...] der Fremdling muss sogar einen Schwur leisten, dass er sich um seine Angelegenheiten, und wenn sie noch so wichtig wären, so wenig wie möglich kümmern will. [...] Meine Zeit ist auch sehr nutzbringend ausgefüllt, ich führe mehrmals täglich die Hunde auf die Weide und habe damit einen solchen Erfolg, dass man mir jetzt sämtliche Hunde des Viertels, mehrere hundert, anvertrauen will. [...] Es wird aber vielleicht nichts draus werden, weil ich die Bedingung dran knüpfe, dass ich eine schöne Uniform und ein Kuhhorn erhalte, worauf die törichteren Holländer nicht eingehen wollen.«<sup>54</sup>

Auch Rosel fühlt sich zunächst befreit von Demütigung und Verfolgung, ist glücklich, mit Sybille unter einem Dach zu leben, genießt es, die vertrauten Dinge aus dem großbürgerlichen Wormser Milieu um sich zu haben. »Das Häuschen hat sich übrigens ganz reizend eingerichtet« schreibt sie an Anny:

»[...] ich hätte es nicht gedacht [...] es sind alle unsere Möbel hineingegangen, sogar die beiden großen Clubsessel und es ist sehr schön und gemütlich. [...] Die Vorkammer ist das Wohnzimmer. Da steht im Erker das Sofa, der Tisch, drum herum die Stühle und der Großvaterclubsessel und die Stehlampe, nebenbei der Nähtisch mit dem Radio, auf der Fensterbank meine Kakteen und andere Blumen [...] schräg vor den Bücherschränken der Divan [...] oben mit Balkon ist unser Schlafzimmer [...] an meinem Bett die kleine Holzmadonna auf ihrem Brettchen. [...] Das Klavier musste außen am Haus hinaufgezogen werden, die Treppe ging es nicht hinauf, ebenso unser Bett,

---

<sup>54</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 141f.

das war eine Geschichte, ich bekomme heute noch Herzklopfen, wenn ich daran denke. [...] Es ist wirklich ein Land in dem Milch und Honig fließen. [...] Café gibt es zu jeder Tageszeit, morgens, mittags und abends [...] wir bezahlen pro Pfund 70 cent, es gibt aber schon zu 32 cent das Pfund. [...] Überhaupt die Lebensmittel. [...] Gemüse und Obst sehr billig, 3 Stück Kopfsalat 10 cent, ebenso Endivie. Chicoree 2 Pfund 15 cent [...] und Karotten und ähnliches ist schon geschrabbt, [...] der Gemüsewagen kommt jeden Morgen ans Haus. [...] Fleischer und Bäcker und Kolonialwarenhändler kommen jeden Morgen fragen, was man braucht. Sonst bin ich abwechselnd ganz froh und sehr, sehr traurig. Immer noch habe ich viel Heimweh und immer noch bin ich halb fremd hier. Alte Bäume und alte Menschen sind halt schwer zu verpflanzen. [...] Inzwischen haben ja die Alzeyer Bankstinkert noch unser Postscheck und unser Guthaben bei Neundörfer beschlagnahmt.[...] Der Teufel hole das schofle Pack, die haben doch 11000 Mark Sicherheit und müssen nun auch noch die paar Mark nehmen. [...] ich bin so betrübt, denn Geld haben wir ja hier keins außer ein paar Mark Taschengeld. [...] Der Vater fängt doch wieder an aufzuleben, er hat uns schwere Sorgen gemacht, er war wochenlang in einem Besorgnis erregenden Zustand. Er ist nun doch wieder munterer und will nach einer Beschäftigung suchen, auch arbeitet er an der Zusammenstellung seines Gedichtbandes. Er war fürchterlich entwurzelt und verstört. Du weißt ja, wie er an Deutschland hängt.«<sup>55</sup>

Er wünschte sich ja nichts sehnlicher, als wieder einmal sein Dichterleben zu führen, »[...] ich bilde mir zuweilen ein, dass ich jetzt sogar endlich soweit wäre, noch etwas Wertvolles schreiben zu können«. So Karl Schloß noch im Juli 1935 in einem Brief an Sybille, als es zunächst einmal nur um Stilllegung und Liquidierung des väterlichen Unternehmens ging und an Emigration noch nicht im Entferntesten gedacht wurde.

Dann begann der nicht enden wollende Kampf um das »ererbte Gut«, die erniedrigende Suche nach einer kleineren Wohnung. Dennoch fand er Zeit, Gedichte zu schreiben, er hatte sie ja dem Schocken Verlag angeboten, obwohl er bereits daran gezweifelt hatte, dass sie von einen zionistisch eingestellten Verlag angenommen würden. Und er hatte sich darin nicht getäuscht: seine Gedichte hätten zwar »einen starken Eindruck« hinterlassen, hatte ihm der Lektor nach seiner Rückfrage beim Verlag mitgeteilt, aber sie passten nicht

---

<sup>55</sup> Privatarchiv Johannes Michel, Mannheim.

in die »Struktur« dieses Verlages. Ja, wo denn die Juden eigentlich ihre Sachen verlegen sollten, fragte sich Rosel Schloß daraufhin in ihrem grimmigen, in der deprimierenden Lebenssituation durchaus verständlichen Brief an Sybille vom 1. Juni 1937, noch aus Worms! Nun, in dem vom Lektor erwähnten *Almanach des Schocken Verlags* hätten sie durchaus einen würdigen Platz gefunden.

Dieser Verlag war 1931 von dem aus Posen stammenden jüdischen Kaufmann Salman Schocken in Berlin gegründet worden. Salman Schocken – Kaufmann, Volkswirtschaftler, Warenhausgründer – wollte hauptsächlich Texte jüdischer und hebräischer Autoren veröffentlichen. Er war aktiv am Bodenerwerb der Zionisten in Palästina beteiligt. Der *Almanach* erschien in seinem Verlag seit dem Jahr 1933 einmal jährlich, immer Ende September zu Rosch ha-Schana, dem jüdischen Neujahrsfest. Er wurde von dem Lektor Moritz Spitzer ediert und bot dem Leser einen Blick in das groß angelegte Verlagsprogramm, die *Bücherei des Schocken Verlags*.

Und so spiegelte der jährliche *Almanach des Schocken Verlags* die Vielseitigkeit des Programms wider: Dichtung, jüdisches Volksgut, jüdische Geschichte, jüdische Gegenwart – natürlich auch: hebräische Literatur. Salmann Schocken wollte durch sein Verlagsprogramm jüdischen Autoren in Deutschland Anerkennung verschaffen und den in Deutschland lebenden Juden Mut machen.

Karl Schloß hatte – enttäuscht über die von ihm als Absage interpretierte Antwort des Lektors – das Fehlen einer gewissen Ordnung in dem Verlag konstatiert. Sie begann 1937 spürbar zu wanken: in zunehmendem Maße hatte ein jüdischer Verlag ausschließlich jüdische Autoren zu verlegen, durfte seine Bücher im Reichsgebiet nur noch an jüdische Buchhändler ausliefern, gehörte nicht mehr zur »Reichsschrifttumskammer« und geriet auf diese Weise in eine Art Verlags-Ghetto. Salman Schocken war schon 1934 nach Palästina ausgewandert. Moritz Spitzer – von früher Jugend an leidenschaftlicher Anhänger der zionistischen Idee und großer Bewunderer Martin Bubers – kämpfte mit großer Energie einfallsreich und engagiert um den Erhalt des Verlags. Es begann ein langer, äußerst schwieriger Weg bis hin zur Liquidation vermutlich im Jahre 1941, da war auch Moritz Spitzer emigriert. Nach Palästina.

Ob der Schocken Verlag Karl Schloß seine Gedichte zurück geschickt hatte, geht aus den erhaltenen Briefen nicht klar hervor. Ein Blick in das Verlagsprogramm zeigt jedoch deutlich, dass der Scho-

cken Verlag an Poesie, an in Versen Geschriebenem, an Dichtungen durchaus interessiert war. Noch 1937 und 1938 publizierte man Ludwig Strauß, Werner Kraft, Albert Mombert und Karl Wolfskehl, von dessen Dichtung auch die Juden in Deutschland sich sehr angesprochen fühlten – doch es findet sich keines der Gedichte von Karl Schloß.

Und dann wagte er noch einen weiteren Versuch beim Oprecht Verlag in Zürich. Er hoffte wohl, in der seit September 1937 von Thomas Mann mitherausgegebenen Zeitschrift *Maß und Wert* ein Podium zu finden. »Der Name sagt Einiges aus über den Geist, in dem die Zeitschrift geführt werden soll«, so Thomas Mann im Februar 1937 an Hermann Hesse, um dessen Mitarbeit er sehr warb! Und mit Erfolg: Ende des Jahres bedankt er sich bei Hesse: »Ihre wunderschönen Gedichte werden der Zeitschrift eine große Zierde und Hilfe sein.«<sup>56</sup>

Doch die Gedichte von Karl Schloß passten wohl nicht so recht zum »Geist«, den man mit *Maß und Wert* anstrebte. Immerhin, man kannte sich, man war sich ja einst unter dem weiß-blauen Himmel Münchens begegnet, in so manchem akademischen Verein. Doch: »Meine Verse habe ich jetzt auch zurückbekommen. [...] Es lag nur eine gedruckte Karte dabei, des üblichen Inhalts. An ihrem Fußende stand mit Schreibmaschine zu lesen: ›In Abwesenheit von Dr. Mann‹. Ganz nett hat er sich aus der Affäre gezogen, der Hr. Dr. Mann. Du siehst, liebes Kind, die Welt erwartet von mir ebenso wenig noch, wie ich von ihr erwarte.«

Das schrieb er am 4. April 1938 an Sybille.<sup>57</sup> Da befand Thomas Mann sich auf einer seiner äußerst erfolgreichen Vortragsreisen in Amerika, »[...] das Interesse ist groß; Chicago z.B. ist längst ausverkauft (für Anfang März!)«.<sup>58</sup> Hätte sich »der Hr. Dr. Mann« denn überhaupt noch an den Münchner Dichter Karl Schloß erinnert? Nach 30 Jahren?

---

<sup>56</sup> *Thomas Mann. Briefe 1937–1947*. Hg. von Erika Mann. Frankfurt a.M. 1963, S. 16 u. S. 36

<sup>57</sup> Privatarchiv Johannes Michel, Mannheim.

<sup>58</sup> *Thomas Mann. Briefe*, S. 35.

»... soviel zur Weltgeschichte!«

»Den Haag, Alkmaarsche Str. 25

22. 4. 38

Lieber Muck

Uns geht es gut. [...] Wir führen ein fortgesetztes Heidenleben: Essen, Trinken, Schlafen und Spazierengehen. Wir sind damit derart beschäftigt, dass zu irgendeiner sonstigen nutzbringenden Tätigkeit gar keine Zeit bliebe, selbst wenn wir es wollten, was aber nicht der Fall ist. Es ist schön, gar nichts zu sein. Wird es uns manchmal etwas zu langweilig, so drehen wir das Radio an und erleben Weltgeschichte. Welch eine große Zeit! Sie wird immer größer. Wo soll das noch hinaus? Am letzten Samstag haben wir die letzte Rede unseres Führers in Wien gehört. Er war etwas heiser, aber trotzdem war es sehr schön. In hundert Jahren wird man nichts mehr von Schuschnigg wissen, aber von ihm wird man ewig reden als ›dem großen Sohn dieses Landes! (wörtlich) Und auch die Österreicher kommen nicht als Bettler ins Reich. Haben sie doch ihren Beitrag schon im Voraus geleistet, haben sie doch ›ihn‹ dem Reich gegeben, den von Gott auserwählten Messias der Deutschen. Dieser Mann bekämpft das Judentum und lebt völlig in der jüdischen Vorstellungswelt. Auch den großen Rummel vor dem Reichskanzlerpalais am Sonntagabend haben wir uns angehört. ›Nachhause, nachhause, nachhause gehen wir nicht‹ sangen sie in dieser weltgeschichtlichen Stunde. Der Führer und Goebbels erschienen für einen Augenblick auf dem Balkon und freuten sich, Max und Moritz nach ihrem gelungensten Streich. Göhring [sic!] darf da nie mit, auch in Wien durfte er sich und seine [nicht leserlich] nicht zur Schau stellen, als das großdeutsche Reich verkündet wurde. In den Österreichern hat man sich getäuscht, die sind ja noch bessere Deutsche als wir selber. Soviel zur Weltgeschichte!«<sup>59</sup>

Auch Weltgeschichte: Karl Schloß musste sich inzwischen Sorgen um seine Mutter machen, die als Jüdin in einem Altenheim der Caritas in Mainz lebte. »Schlimmer ist«, klagte er im Juni 1938 in einem Brief an Sybille, »dass man Deine Großmutter in Mainz zum 1. Juli auf die Straße setzen will, und dass ich heute noch nicht weiß, wo sie ein Unterkommen findet, die liebe alte Frau, die ihr Lebtag keinem Menschen etwas zuleide getan hat [...]«. Und Rosel fügte hinzu: »Liebling

---

<sup>59</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 110f.

ich bitte Dich herzlichst, schreibe der Großmutter in Mainz ein paar Zeilen. Die arme alte Frau tut mir so leid! Eine solche Schmach und Schande hat wirklich die Welt noch nicht gesehen, dieses Pack fürchtet sich nicht eine alte Frau von 87 Jahren auf die Strasse zu setzen. Für Vater ist das auch arg, kann er doch von hier aus nichts für sie tun.«<sup>60</sup>  
– Also auch hier: Juden unerwünscht!

Gedichte wird Karl Schloß kaum noch schreiben, auch wenn »vom verdunkelten Himmel« seiner Seele schon mal »ein paar leuchtende Sternschnuppen von Versen« fallen, so hat er dennoch meist keine Lust, es aufzuschreiben, »weil ich überhaupt nicht gerne schreibe, sondern immer nur, wie weiland der König David, die Harfe schlagen möchte und dann räche ich mich auf diese Weise dafür, dass meine Zeitgenossen meine Verse nicht geschätzt haben. die Verse haben wohl Macht über mich, aber ich habe keine Macht über sie« – so das traurige Resümee des Dichters im Exil im Januar 1940.

Zwei Jahre zuvor war er noch guten Mutes gewesen: »Was hältst Du von beiliegendem neueren Produkt meines Künstlerwahns«, hatte er Anny zuversichtlich gefragt, »ist nicht Rheinhessen darin ganz gut getroffen?«:

### *Alte Heimat*

Zwischen Wald und Rhein  
Korn und Reben  
Gut war's einst zu sein  
Still zu leben

Die Hügel, wie bequem  
Mit schönen Wegen  
Der Abend angenehm  
Und sanft der Regen.  
[...]

Gehöfte, wohl imstand  
In graden Reihen –  
Oh, grünes Bauernland  
Mögst du gedeihen!

Mit euch fühlt ich mich eins,  
Die nichts verschenken

---

<sup>60</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 115ff.

Und trotz des guten Weins  
So nüchtern denken.  
Der Boden, bester Lehm  
Gemengt mit Tönen –  
Wie gut, wie angenehm  
War's einst – dort wohnen!<sup>61</sup>

Das Heimweh lässt ihn nicht los, schmerzlich empfundene Heimatlosigkeit durchziehen die Briefe: »Also Du glaubst, dass die Hecken, Zäune, Wege und Straßengräben, die Pappelreihen und Felder und Weinberge mich nicht vergessen haben? [...] Ich kann es immer noch nicht verstehen, dass ich dort nicht mehr zwischen ihnen herumschlendern soll. Ach, man muss es bald aufgeben, überhaupt noch etwas verstehen zu wollen. Ich möchte einen Kuckuck rufen hören, ich möchte ein mächtiges Stück deutschen Schwarzbrotessen, ich möchte ein Glas kräftigen Dalsheimer trinken [...]«. <sup>62</sup> Um nicht allzu mutlos zu erscheinen lässt er dennoch immer wieder mal durchklingen: »[...] *noch* geht es uns gut [...]«.

Die wahren Gefühle, angstvolle Gedanken zu der deprimierenden Lebenssituation prägen zunehmend seine Verse, zu denen er sich hin und wieder noch aufraffen kann, die er dann jedoch »still im Pulte« liegen lässt.

Als Sybille mit ihrem Mann und schließlich auch die Familie Michaelis nach Amerika auswandern, beginnt auch für Karl und Rosel Schloß das wirklich harte, erbarmungslose Emigrantendasein. Das »Häuschen«, in dem sie sich ja einigermaßen heimisch fühlten, wird ihnen nicht mehr lange zur Verfügung stehen, sie sollen es vermieten und damit ihren Lebensunterhalt bestreiten. Es folgt ein Umzug nach dem anderen; die ihnen so vertrauten Möbel aus Worms, in der Fremde immerhin ein Rest von Heimatgefühl, werden nach und nach verkauft, auch weil »das Geldele«, wie Karl Schloß sich ausdrückt, mehr und mehr schwindet. Um ihre Eltern zu unterstützen beginnt Sybille, die doch eigentlich »Hollywood erobern« wollte, eines Tages täglich acht Stunden in einer Fabrik zu arbeiten, näht Gürtel und Taschen; »und Tommy tut alles, was er nur kann, um uns das Leben zu erleichtern«.

Eine leise Hoffnung bleibt, dass Sybille die Eltern nach Amerika

---

<sup>61</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 58f.

<sup>62</sup> Brief an Anny vom 1.5.1938. In: Schloß: *Die Blumen*, S. 162f.

holt, auch wenn es Karl Schloß beinahe unmöglich ist, sich »dort auch nur zu denken«.

Zudem kommt eine große Herausforderung auf ihn zu – und auf Rosel: Seine Mutter, die ja das Altenheim der Caritas verlassen musste und zunächst bei seiner Schwester Paula in Mainz lebte, wird bald in Den Haag erwartet. Denn: »Tante Paula [...] will auch auswandern«, berichtet er Anfang August 1938 Sybille, »auch alle Scheuer weit und breit, allen brennt der Boden unter den Füßen. Und was gibt es dann mit meiner Mutter? Das ist eine ernste Frage, die zwar noch nicht brennend ist, es aber in absehbarer Zeit werden kann«. <sup>63</sup>

Das neue Jahr kommt »angeschlichen«, schreibt Karl Schloß am 29. Dezember 1938 an Sybille, »[...] lautlos verhüllt von Kopf bis Fuß«. Nichts Gutes ahnend fragt er sich: »Was verbirgt es unter seinem dunklen Mantel? [...] Aber man muss ihm trotzdem mutig und sogar heiter entgegen gehen und ich für mein armes Teil bin fest entschlossen, das zu tun. [...] Es wäre wahrlich zu viel Ehre für diese erbärmliche Zeit, wenn man sich von ihr unterkriegen ließe. Man kann uns verfolgen, verjagen, berauben, misshandeln, töten, gewiss, es tut weh, es fallen Opfer unerhört, aber was man auch Teuflisches gegen uns ersinnt, im Grund kann man uns nichts antun. Wir bleiben, bleiben auch noch dort, wo keine Bleibe mehr ist, denn wir sind unzerstörbar, eine Idee. [...] Und vielleicht ist es gerade dies, was unsre Feinde immer wieder zur äußersten Wut reizt, sie ahnen selbst, dass sie mit ihrer wüsten Gewalt nichts ausrichten und das geistige Rückgrat des Judentums nicht zerbrechen können. [...] Die Juden wissen auch in ihrem Innersten selbst, dass ihnen im Grund nichts geschehen kann. Das ist die Ursache ihres geheimen geistigen Hochmuts, den ich im Übrigen nicht verteidigen will; denn er ist andererseits wieder die Ursache der meisten Verfolgungen.« <sup>64</sup>

Das Jahr 1939 bringt vor allem Krieg. »Nun ist also Krieg [...].« Vier Tage nach Kriegsbeginn berichtet er Sybille:

»[...] einstweilen nur das Vorspiel ›Polen‹ zu der blutigen Tragödie ›Europa‹. Worum es sich bei diesem Krieg handelt, dass es sich um jeden Einzelnen, um jedes Volk, um eine letzte Entscheidung dreht, wissen wir alle; was er sonst bedeutet, werden wir wohl erst allmählich begreifen. Es wird wohl der härteste und vielleicht der längste

<sup>63</sup> Privatarhiv Johannes Michel, Mannheim.

<sup>64</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 122f.

Krieg werden, den die Welt je gesehen hat. Denn soviel Hitler auch gelogen hat, eins wird man ihm glauben müssen, nämlich dass er niemals kapitulieren wird. Nur über seiner Leiche können sich die Völker wieder die Hand reichen. Hier ist es noch ruhig, in den ersten Tagen wurde abscheulich gehamstert, dann wurde es verboten. [...] Jetzt bekommt man täglich von allen Dingen nur eine bestimmte Menge, meist 1 Pfd. oder 1 kg. [...] Doch das ist alles nicht so schlimm, wenn Holland nur nicht in den Krieg hineingezogen wird.«<sup>65</sup>

Er sieht ungeheure Gefahren die auf Welt zukommen, dass es um eine letzte Entscheidung geht und dass in diesem Krieg Dinge geschehen werden, wie sie die Welt noch nie gesehen hat.

Am 10. Mai 1940 marschieren deutsche Truppen in den Niederlanden ein. Schätzungen zufolge waren bis zu diesem Zeitpunkt etwa 40.000 Menschen aus Deutschland hierher emigriert, wo sie sich einigermaßen in Sicherheit wähten. Nun sind sie wieder in Gefahr, eine erneute Emigration wird immer schwieriger. Im April 1939 war schließlich auch die beinahe 90jährige Mutter von Karl Schloß in Den Haag angekommen; noch kann er sie liebevoll aufnehmen, sie trotz spürbarer Einschränkungen mit versorgen. Die Schwiegertochter Rosel hat es nach wie vor nicht leicht mit der sehr resoluten und selbstbewussten alten Dame. »Sie ist sehr gesund und munter« schreibt sie an Sybille, »geht zwei mal am Tag spazieren, [...] vermeidet alles, was ihr schaden könnte und ist bestrebt so zu leben, dass sie 120 Jahre alt wird. Bewundernswert, sollte ich aber noch einmal auf die Welt kommen, und heiraten wollen, dann unter allen Umständen nur einen Mann, der Vollwaise ist.«<sup>66</sup>

Im Laufe des Jahres 1941 meldet sich Sybille immer seltener bei ihren Eltern, sie befindet sich »in dem Zustand, den mein Vater ›die Schräglage‹ nannte, wo nichts von mir herauskommt«, wie sie es im hohen Alter einmal formulierte.<sup>67</sup>

Die Eltern in Den Haag machen sich große Sorgen um sie. Sie wissen ja, dass sie unter der »stumpfsinnigen Tätigkeit« in der Lederfabrik leidet. In seinem letzten erhaltenen Brief nach Amerika vom 21. August 1941 – gerichtet an Sybilles Mann Tommy, Karl Schloß

---

<sup>65</sup> Brief von Karl Schloß vom 8.9.1939. In: Schloß: *Die Blumen*, S.133.

<sup>66</sup> Privatarchiv Johannes Michel, Mannheim.

<sup>67</sup> Brief von Sybille Schloß vom 25. 4. 1995 aus New York an die Autorin.

hatte keine Adresse von *ibr!* – berichtet er, dass man wieder einmal hatte umziehen müssen, in eine noch engere Behausung. Die Großmutter, die schon vor einiger Zeit in einem jüdischen Altenheim untergebracht werden musste, in dem sie sich zunächst sehr unwohl fühlte, habe sich inzwischen ein wenig dort eingelebt, all das »war ein anstrengendes Geschäft, eine Art Operation, noch dazu eine, die man an sich selbst vornehmen muss«. Er wünsche sich,

»noch einige Jährchen mitzumachen und das Ende dieses Krieges noch zu erleben. Hoffentlich werden wir uns dann noch einmal wiedersehen. [...] Dass es mich sonst gerade nach der Neuen Welt zöge, kann ich nicht behaupten. Schon Ihr kommt mir ziemlich deplatziert dort vor, aber Ihr seid jung und könnt Euch noch anpassen, aber ich, ein so unheilbarer Europäer, komme mir dort ganz unmöglich vor. [...] einstweilen müssen wir hier ausharren im Kernschatten des Krieges und der Wirklichkeit ins Auge sehen. Die Menschen tun ja alles Mögliche, um sich und andern das Leben zu verderben, aber ganz gelingt ihnen das doch nicht, ein kleiner Rest von Daseinsfreude bleibt immer noch. [...] Nun leb wohl lieber Tommy und wenn du einmal einen freien Augenblick hast, schreibe uns wenigstens die Adresse von Syb. Und wenn Du ihr diesen Brief schickst, der natürlich auch für sie bestimmt ist, frage sie einmal, ob sie sich unsrer noch dunkel erinnert und ob sie noch weiß, wann sie uns zuletzt geschrieben hat. Es sind jetzt gerade sieben Monate seitdem verflossen!«<sup>68</sup>

Nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg im Winter 1941 erlischt der Briefwechsel mit Sybille vollends, nur mit Rosels Tochter Anny in Deutschland hat er noch familiären Kontakt.

»Dass so vergeblich  
Wir Menschen sind!  
Wie Regen  
Der ins Meer fällt.«<sup>69</sup>

---

<sup>68</sup> Privatarchiv Johannes Michel, Mannheim.

<sup>69</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 105.

»... oh weh um all die Wunden« – Chronik einer Vernichtung  
Briefe von Karl Schloß an Anny

»Dezember 1941

[...] Man muss schon seine allerletzten seelischen Reserven mobilisieren, um sich gegenüber diesem ständigen Ansturm der Ereignisse zu behaupten. [...] Was kann man sich wirklich noch erhoffen, wenn man so alt ist und in solcher Lage wie wir? [...] Andererseits sagt der alt gewordene Goethe: ›Wir heißen euch hoffen!‹ Wenn man wenigstens die lange schöne Zeit, die man einmal hatte, besser ausgenützt und es zu irgend etwas gebracht hätte, zu einem Titelchen oder zu einem Amt oder zu einer gefüllten Briefftasche! So ganz und gar dem Nichts gegenüber zu stehen, wenn man alt geworden ist, das ist verdammt bitter! [...] Ein Neues Jahr kommt ja auch einmal wieder und es will mir scheinen, als ob es eine ganz besonders dunkle Gestalt sei, die sich diesmal anschickt, die Bühne zu betreten und die schon in der Kulisse steht und bloß auf das Stichwort wartet.«<sup>70</sup>

»25.4.42

Hart war ja auch dieser Winter, wohl für die meisten Menschen und für uns besonders. Wir haben erbärmlich gefroren in unsern schlecht geheizten Zimmern und ohne die beiden gutmütigen Damen, die über uns wohnen und die sich unsrer erbarmten, wäre es vollends unerträglich gewesen. Manche Stunde saßen wir an ihrem Ofen und wärmten uns die alten Knochen, aber wenn wir dann in unsre Eishöhle zurückkamen, froren wir noch mehr. Deine Mutter hat manchmal geweint vor Kälte, ganze Tage haben wir im Bett zugebracht, zugedeckt bis an die Nasenspitze. [...] Was es aber mit uns geben wird, wenn der Krieg noch lange dauert, das weiß nur der Himmel. Nur nicht denken, nur nicht den Teufel, die Armut, den Hunger, die Dachkammer und Gott weiß, was sonst noch an die Wand malen, sonst kommt es am Ende wirklich. [...] Bis jetzt jedenfalls sind wir vom Schlimmsten verschont geblieben und wir wollen trotz unsrer Sorgen und mancher kummervollen Stunde nicht klagen, wenn es nicht noch schlimmer kommt.«<sup>71</sup>

---

<sup>70</sup> Privatarchiv Johannes Michel, Mannheim.

<sup>71</sup> Privatarchiv Johannes Michel, Mannheim.

»23.5.42

Ich fühle mich auch ständig gemahnt, noch etwas für die Unsterblichkeit zu tun, eh es zu spät ist. Aber es besteht wenig Aussicht dafür. Ich habe wohl viele Verse in meinem Schreibtisch liegen, aber ich fürchte sehr, dass sie nicht viel taugen und dass ich mir damit keinen Stuhl im Himmel der Literatur verdienen kann. Ich nehme mir immer vor, alles einmal sauber abzuschreiben und ein bisschen zu ordnen. Aber nicht einmal dazu kann ich mich bringen.«<sup>72</sup>

»8.8.42

Liebe Anny [...] Uns geht es, frei heraus gesagt, »noch« gut. Wie lange noch, weiß man nicht. Es hat sich so Manches hier geändert in der letzten Zeit. Holland wird stets mehr »gleichgeschaltet«. [...] Meiner Mutter geht es auch noch gut. Sie hat kürzlich bei guter Gesundheit und bestem Appetit ihr 91. Lebensjahr vollendet. [...] Du bist doch sozusagen der einzige Stern, der uns noch leuchtet, außer dem, den ich jetzt auf der linken Brustseite trage und der schon mehr ein Unstern ist. Also leuchte uns öfters einmal durch das finstre Gewölk dieser Zeit!

Herzliche Grüße an Dich und alle Dein V.«<sup>73</sup>

»14.10.42

Eine uns liebgewordene Bekannte hat sich mit ihrer Mutter vergiftet, eine andre hat das Gleiche ohne Erfolg versucht. Die Zeiten werden halt immer schwerer und die Zukunft stets ungewisser. Aber wir werden den Mut nicht verlieren, was auch kommen mag, so wunderbarlich es ist, bei den vielen Fehlschlägen, die man schon erlebt hat. [...] Und wenn dieser Krieg einmal zu Ende geht und ich dann noch lebe, so kann ich vielleicht noch etwas nachholen von all dem, was ich in meinem Leben versäumt habe und vielleicht wirklich noch etwas Vernünftiges zustande bringen. Jetzt langt es höchstens zu gelegentlichen Versen.«<sup>74</sup>

»4.12.42

[...] unsre Lage wird immer unsicherer und der uns verbleibende Lebensraum immer beengter. [...] in einem früheren Brief habe ich Dich gebeten, gelegentlich bei dem lieben Gott ein gutes Wort für

<sup>72</sup> Privatarchiv Johannes Michel, Mannheim.

<sup>73</sup> Schloß: *Die Blumen*, S.187f.

<sup>74</sup> Privatarchiv Johannes Michel, Mannheim.

mich einzulegen. [...] Bitte ihn lieber, er möchte mich recht bald eines Abends sanft einschlafen und am andern Morgen nicht mehr aufwachen lassen. Ich habe so genug, dass ich es Dir nicht schildern kann. Vor dem Sterben selbst habe ich natürlich ein bisschen Angst, aber der Gedanke des Nicht mehr seins erfüllt mich mit Freude. [...] Mir tut Deine Mutter unendlich leid, dass sie in diesen Schlamassel mit verwickelt ist, auch für sie wäre es die beste Lösung, wenn ich nicht mehr wäre. [...] Es ist kein menschenwürdiges Dasein mehr unter den jetzigen Umständen zu leben.«<sup>75</sup>

»I6.4.43

Bei uns hat es leider inzwischen eine sehr schmerzliche Veränderung gegeben, die auch Dir nahe gehen wird. Meine alte Mutter ist schon seit 19. Februar nicht mehr hier. Es kam so unvermutet und so plötzlich, dass wir uns nicht mehr von ihr verabschieden konnten. Ohne einen Gruß von uns, ohne Zuspruch und letztes Lebewohl ist sie von uns gegangen und bis heute haben wir nicht das Geringste von ihr gehört. Du kannst Dir denken, wie mich das mitgenommen hat. Der Gedanke an sie verfolgt mich Tag und Nacht. Und wie wird es ihr zu Mute sein, wenn sie noch lebt und mit ihren 91 Jahren die weite Reise überhaupt überstanden hat? Wir werden sie gewiss nicht wiedersehen, vielleicht nie mehr etwas von ihr hören. [...]

An einem Ort, von Einsamkeit umgeben,  
Und unter einem Himmel reinen Lichts  
Möchte heiter ich die letzten Tage leben.  
Ausatmen tief, eingeh'n ins heilige Nichts  
An einem Tag, ganz ohne alle Schwere,  
(So denk ich mir) bei einem Glase Wein  
Verlässt man leise des Bewusstseins Sphäre,  
Vergisst ganz einfach, da zu sein.«<sup>76</sup>

---

<sup>75</sup> Schloß: *Die Blumen*, S.188f.

<sup>76</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 190f.

»Seht, wie man mich zu Grunde richtet«

Die Mutter von Karl Schloß war am 19. Februar 1943 mit allen Bewohnern des jüdischen Altenheims von Den Haag aus zunächst nach Westerbork gebracht worden, in das Flüchtlingslager, das die niederländische Regierung dort 1939 für jüdische Flüchtlinge aus Deutschland eingerichtet hatte. 1942 machte die deutsche Besatzungsmacht Westerbork zum sogenannten Polizeilichen Durchgangslager für weit über 100.000 Flüchtlinge, die von hier aus in die Vernichtungslager gebracht werden sollten. Zwischen Juli 1942 und Februar 1943 wurden in 49 Transportzügen 53.423 Menschen von Westerbork nach Auschwitz deportiert. In dem vorerst letzten Zug am 23. Februar musste unter den 1101 Flüchtlingen auch Regine Schloß, geborene Scheuer, gewesen sein. Sie starb am 26. Februar 1943 in Auschwitz.<sup>77</sup>

Oh weh um all  
die Wunden,  
Die vergeblich brennen!  
Oh weh um Gottes Wege,  
Dass wir sie nicht kennen!  
Oh weh meine Augen ,  
Um alles, was sie sehen!  
Oh weh meinen Tagen,  
Dass sie so vergehen! [...] <sup>78</sup>

Im Zuge einer »Aktion gegen Mischehen« werden Karl und Rosel Schloß im Spätherbst 1943 in Den Haag verhaftet. Sie weigert sich, ihren Mann zu verlassen, und so schiebt man beide schließlich an die Gestapo nach Deutschland ab. Sie werden getrennt und in verschiedene Konzentrationslager deportiert, er nach Auschwitz, sie nach Ravensbrück.

Aus der »Sterbeurkunde G1, G2«, ausgestellt am 12. Februar 1944 vom »Standesamt II Auschwitz« wissen wir, dass »der Kaufmann Karl Israel Schloß – mosaisch« am 3. Januar 1944, um 7 Uhr 30 in »Auschwitz, Kasernenstraße verstorben« ist.

<sup>77</sup> Anna Hájková: *Das Polizeiliche Durchgangslager Westerbork*, in: Wolfgang Benz/Barbara Distel: *Terror im Westen*. Band 5, Berlin 2004, S. 217–243. Und: »In Memoriam«, Holländisches Gedenkbuch. Den Haag 1995.

<sup>78</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 190.



G 1, G 2

# Sterbeurkunde

(Standesamt II Auschwitz Nr. \_\_\_\_\_)

Der Kaufmann Karl Israel Schloß

\_\_\_\_\_ mosaisch \_\_\_\_\_

wohnhaft Gravenhage, Barendstraat 27, Süd-Holland

ist am 3. Januar 1944 um 07 Uhr 30 Minuten

in Auschwitz, Kasernenstraße verstorben.

Der Verstorbene war geboren am 6. Januar 1876

in Framersheim, Kreis Alzey

(Standesamt \_\_\_\_\_ Nr. \_\_\_\_\_)

Vater: Adulf Schloß

Mutter: Regina Schloß geborene Scheuer

Der Verstorbene war ~~nicht~~ verheiratet mit Rosa Schloß

geborene Storck

Auschwitz den 12. Februar 1944



Der Standesbeamte  
in Vertretung

Br. C 251 C 252. Sterbeurkunde (mit Elternangabe bzw. ohne Elternangabe).

Verlag für Standesangelegenheiten G. m. b. H., Berlin SW 61, Gieschiner Straße 109.  
Verlag für kommunales Schrifttum und Vordrucke Kurt Gruber, Kattowitz. B/0262

C 251 | C 252

Gebühr RM -- 60

Sterbeurkunde von Karl Schloß

Konzentrationslager Ravensbrück  
Kommandantur

Nr. der Totenliste 419

### Verstorbene Person:

Familienname: Schloss, geb. Storck,  
Vorname (Rufname unterstreichen): Rosa Eva  
Geburtsort: Ludwigshafen a/Rhein Geburtsdatum: 20. Dezember 1881  
Letzter Wohnort: Frauenkonzentrationslager Ravensbrück  
Beruf: Ehefrau  
Sterbedatum: 6. Januar 1944 um 8,30 Uhr  
Sterbeursache: Herz- und Kreislaufschwäche.

2. Standesamt Ravensbrück II

### Sterbeschein.

Unter Nr. I, 51 - des Sterberegisters ist eingetragen worden, dass die  
-- Rosa Eva Schloss, geb. Storck --  
am 6. Januar -- 1944 um 8,30 Uhr mittags zu Ravensbrück  
verstorben sei.  
Ravensbrück --, den 7. Januar -- 1944

Der Standesbeamte.



### Amtsärztliche Bescheinigung.

3. Nach Besichtigung der Leiche am 6. Januar 1944 wird hierdurch amtlich  
bescheinigt, dass der vorstehend genannte an Herz- und Kreislaufschwäche  
(Sterbeursache)  
gestorben ist. Auf Grund der Leichenschau hat sich ein Verdacht nicht ergeben, dass der  
Verstorbene eines nichtnatürlichen Todes gestorben sei.

Ravensbrück den 6. Januar 1944.



Der SS-Standortarzt Ravensbrück  
als Amtsarzt im FZL Ravensbrück:

SS-Hauptsturmführer.

*Sterbeurkunde von Rosa Schloß*

Der »Sterbeschein« des Standesamtes Ravensbrück II vom 7. Januar 1944, »Nr. der Totenliste 419«, bestätigt, dass es sich bei der »verstorbenen Person« um Rosa Eva Schloß handelt, »geborene Storck; letzter Wohnort: Frauenkonzentrationslager Ravensbrück; Beruf: Ehefrau; Sterbedatum: 6. Januar 1944 um 8,30 Uhr; Sterbeursache: Herz- und Kreislaufschwäche. [...] Auf Grund der Leichenschau hat sich der Verdacht nicht ergeben, dass der Verstorbene eines nichtnatürlichen Todes gestorben sei.«<sup>79</sup>

Karl Schloß wäre an ihrem Todestag 68 Jahre alt geworden.

Ich habe manchen Vers gedichtet  
Und ließ ihn still im Pulte liegen  
Wenn mir nichts einfiel, habe ich geschwiegen  
Auf Ruhm und vieles Andere verzichtet  
Ich war seit manchem Jahr ergeben  
Dem Schweigen als dem wahren Leben  
Still ging die Zeit dahin und eben –  
Seht, wie man mich zu Grunde richtet  
Seht, wie man mich zerschlägt in tausend Scherben.  
Ach, warum kann ich nicht, wie andre auch  
Friedlich ausatmend meinen letzten Hauch  
In einem saubren Bette sterben?<sup>80</sup>



Sybille Schloß 2001

Sybille Schloß konnte sich nicht mehr vorstellen, in Deutschland zu leben, sie blieb in New York, wo sie am 13. Dezember 2007 starb. Ihr Leben lang fühlte sie sich schuldig am Tod ihrer Eltern, weil es ihr nicht gelungen war, sie zu sich nach New York zu holen. Sie litt unter Depressionen. »[...] auch jetzt fällt es mir schwer über meinen Vater zu sprechen, ich versuche ja nicht an ihn zu denken. Ich hoffe, Sie verstehen das«, schrieb sie noch 1995 in einem Brief. Sie schlug sich ihr Leben lang mit »mancherlei

<sup>79</sup> Schloß: *Die Blumen*, Sterbeurkunden, S. 158 ff.

<sup>80</sup> Schloß: *Die Blumen*, S. 59.

Jobs« durch, »manche äußerst interessant und jeder war eine Rolle. Der letzte als deutsche Bücherverkäuferin für den berühmten Buchladen *Brentano's* dauerte 7 Jahre.«<sup>81</sup> Wer immer sie bei *Brentano's* nach einem deutschsprachigen Roman fragte, dem empfahl sie *Eine unglückliche Liebe* von Wolfgang Koeppen – freilich ohne jemals zu verraten, dass dieses Buch einen wesentlichen Abschnitt ihres eigenen Lebens erzählt.

Vom Tod der Eltern erfuhr sie erst 1946 durch einen Brief von Anny:

»Heidelberg  
Rottmannstr.12/a  
28.V.46

Sybillchen! [...] Gott sei Dank, dass Du noch lebst und dass es Dir gut geht. Ich möchte zu Dir stürzen und meinen alten Kopf mal ein bisschen an Dich lehnen. Wir haben grauslich gelitten.

Mein gutes Kindele, unsere lieben Altchen sind tot. Sie sind 1944 im KZ gestorben. Vattel am 3. Januar in Auschwitz und Muttel am 6. Januar in Ravensbrück. Ich habe um sie gekämpft wie eine Besessene – aber kämpfen mit der Gestapo ist wie ein Wüten gegen eine Mauer gewesen. Kein Gesuch und kein Anwalt hat mir was genützt – ich bin selber ständig in Gefahr gewesen.

Im Spätjahr 1943 wurden die Eltern vom Haag nach Amsterdam vorgeladen, wo man der Mutter nahe legte, sich vom Vater zu trennen. Hat sie natürlich abgelehnt. Sie wurden dann etwas später, im ›Zuge einer Aktion‹ gegen alle Mischehen verhaftet – ein Polizist packte ihnen das Allernötigste zusammen – und kamen per Schub nach Deutschland – Darmstadt – als für unser Gebiet zuständige Gestapo-Leitstelle. Die Wohnung mit allem noch vorhandenen Besitz fiel in die Hände der Gestapo. (Das Hundele kam zu irgendwelchen Leuten)

In D. ließ man die Eltern einen Tag frei, sie hofften und planten schon wieder leise für die Zukunft. An diesem Tag telegrafierte mir auch die Mu. Als ich nach D. kam, waren sie schon wieder verhaftet – ich musste sie erst suchen, berannte die Gestapo. Ich habe dann erreicht, das Muttel im Gefängnis, 5 Minuten unter Aufsicht, sprechen zu können. Den Vater durfte ich nie mehr sehen, ich konnte ihm nur noch einmal frische Wäsche besorgen. Die Mutter besuchte ich, sooft es irgend erlaubt war, und konnte ihr anfangs auch Wäsche und Es-

---

<sup>81</sup> Brief von Sybille Schloß vom 2. August 1990 aus New York an die Autorin.

wenig  
 alle andere  
 zweitens, mein  
 über Sybille Schloß  
 wohl schon böllig, weil  
 faselt er denn daher?  
 Keim Gas hat mich bedrängt  
 zurück zu kehren.  
 Mein Vater wurde in Auschwitz ermordet  
 er war ein feiner Lyriker Dillber, seine  
 Bücher erschienen im Verlag Piper und  
 Buch.  
 Sgerlee

Sybille Schloß, Brief an die Autorin vom 2. August 1990

sen bringen. Habe dann jedes Mal schrecklich aussichtslose Kämpfe  
 ausgefochten mit der Gestapo. Beschreiben kann man das gar nicht.  
 Ich müsste mit Dir sprechen können, dringend! Die Eltern waren bis  
 Anfang November im Gefängnis in D. – es lag absolut nichts gegen  
 sie vor. – Man machte mir zweifelhafte Hoffnung, dass die Mutter  
 wenigstens entlassen würde. Als ich dann wieder nach D. kam, wurde  
 ich auf der Gestapo nicht mehr vorgelassen, man teilte mir sozusagen  
 an der Türe mit, dass die Eltern in die jeweiligen Lager transportiert  
 seien. Man sagte mir noch nicht einmal, wohin sie gekommen waren –  
 ich habe Bescheid abzuwarten«. Dieser Bescheid war dann die  
 Nachricht ihres Todes, den mir die Gestapo per Telefon gab. Ich ver-  
 langte noch Papiere von Mu und auch über Vaters Tod – die bekam  
 ich. Dann ließ ich mir Mutters Aschen-Urne senden und habe sie hier  
 auf dem Bergfriedhof beisetzen lassen. Mutters Sachen aus dem Lager  
 wurden mir geschickt. Unsrer Mutter war getreu bis in den Tod! Ich  
 kann jetzt nicht mehr schreiben. In einigen Tagen schreibe ich Dir  
 wieder und erzähle auch von mir und Josef usw.

Billuxel, sei ans Herz gedrückt von Deiner Schwester Anny«<sup>82</sup>

<sup>82</sup> Brief Anny an Sybille vom 28. 5. 1946. In: Schloß: *Die Blumen*, S. 219f.